

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

17.

Der Herbst war dahin — und ein rauher, stürmischer, böser Herbst war's gewesen, der dem lachenden Sommer gefolgt war... jetzt zog der Winter in das Land — ein weißer, lautloser Gast.

Die alten Leute in F. sagten es immer wieder, sie könnten sich keines ähnlichen Winters entsinnen — es schneite und schneite ohne Unterlaß, sacht und still, vom Morgen bis zum Abend, und wenn die Arbeiter sich tagüber müde geschaukelt und die Straßen einigermaßen frei gemacht hatten, dann schneite es leise und unaufhaltbar über Nacht weiter, und die Mühe begann von neuem. An den Häusern türmten sich die Schneewälle immer höher empor, obgleich lange Wagenreihen ununterbrochen hin- und herfuhrten, die Schneemassen fortzuschaffen. Wind gab es keinen; die Klößen schwebten so ruhig vom gleichmäßig grau in grau getönten Himmel herab, als sollte das so fortgehen bis ans Ende aller Tage. Die Leute, die im Erdgeschoss wohnten, sahen nichts als Schneeberge vor sich, die täglich anwuchsen; man fragte einander umsonst, wo das eigentlich hinauswollte, und nur die Kinder waren vergnügt, schrien, lachten und schneeballten und versanken oft bis an die Brust in den leuchtend weißen lodern Massen.

Trotz des Schnees begann man dennoch, Gesellschaften zu geben. Die bekannten gastreichen Häuser thaten ihre Pforten auf — Dinners, Soupers, große Routs, musikalische Abendunterhaltungen, Bälle — jeder Tag hatte ein anderes vergnügtes Gesicht. Die jungen Damen hatten sich nun in die Männen gefunden und die Dragoner fast ganz ver-

gessen — nun, die Männen waren in der That entzückend, und einer von ihnen, dieser prachtvolle Lieutenant von Conventius,

hatte inzwischen seine blonde Hedwig heimgeführt und machte ein famoses Haus; auch Thor von Hammerstein, Parsifal genannt, hatte sich verlobt, und zwar mit Gertha Krenker, die kein Hehl daraus machte, daß sie eigentlich lieber einen andern gehabt hätte (ebenso, wie ihr Verlobter lieber eine andere gehabt hätte, festen die boshaften „Freundinnen“ in der Stille dazu!), indessen es ginge nicht immer im Leben so, wie man wolle, und ihr Erwählter war sehr verliebt und sehr wohlhabend, und vor Gerthas erfreuten Blicken gankelten die schönsten Zukunftsträume von kostbaren Toiletten und endlosem Vergnügen.

Aber — aber! Es gab viele Unzufriedene in diesem schneereichen Winter! Zumeist waren sie männlichen Geschlechtes — doch liefen auch viele weibliche mit unter. Der „Stern“ der drei letzten Saisons, die Perle unter den jungen Damen, Annie Gerold, schliefte — saß ruhig daheim bei ihrer kranken Schwester und studierte und nähte und strickte für die Armen und zeigte ihr liebliches Gesichtchen selten bei ihren Freunden, selten auch auf der Straße, denn sie erging sich am liebsten in ihrem Garten, in welchem sie stundenlang auf- und abwandern konnte, mit ernsten, dunkeln, schweremüthigen Augen vor sich hinsehend.

Niemand wußte recht zu sagen, weshalb Annies Verlobung aufgelöst worden sei und wer von den beiden, die ein so überglückliches Paar geschienen hatten, sie gelöst haben konnte! Annie hatte zu Hedwig Weyland nur gesagt: „Es ist alles zu Ende! Trag“



Am Morgen nach Weihnachten.

Nach einem Gemälde von Paul Wagner.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

mich nicht, wenn Du mich lieb hast!" Nun, Frau Hedwig hatte sie lieb und triumphirte gar nicht, daß ihre Ahnungen wieder einmal eingetroffen waren — sie fragte wirklich niemals, kam aber sehr oft, Annie zu besuchen, und weinte im stillen manche Thräne um das zerichlagene Lebensglück ihres Liebblings. Durch sie hatte sich das Gerücht verbreitet, Delmont sei unheilbar krank gewesen und habe es darum nicht über sich gewonnen, Annies Leben an das seine zu fetten. Man fand es sehr unrecht von ihm, daß er sich, wenn er seinen hoffnungslosen Zustand kannte, überhaupt mit Annie verlobt habe — aber man bemitleidete das junge Mädchen allgemein und verschonte es mit lästigen Fragen.

Das letztere war es, was Frau Weyland gewollt hatte. Diese und die kleine Frau von Conventius besuchten Annie am häufigsten, ohne auf Gegenbesuche zu rechnen, ohne überhaupt von ihr irgend etwas zu verlangen. Sie thaten das, was echte Freundinnen immer thun sollten; sie gaben, ohne je zu fragen: wann bekomme ich etwas wieder? —

Die Herren also waren entrüstet, daß ihnen eine Tänzerin und Gesellschafterin wie Annie Gerold fehlte, und mancher kräftige Fluch über den „verdammten Kerl, den Maler“, kam von den bärtigen Lippen der Manenoffiziere, nicht zum wenigsten von denen des Lieutenants von Conventius, der an Delmonts unheilbare Krankheit durchaus nicht glauben wollte. „Der Mensch sah so gesund aus wie ich und Du!“ pflegte er zu seiner rosigen kleinen Frau zu sagen. „Und wenn ich an sein Gesicht und an das von Regi denke, damals im Münchener Biergarten — und ich denke oft daran! — dann könnte ich meinen Kopf drum wetten, daß hier ein Geheimniß liegt — nur daß ich nicht sagen kann, wo! Und Du kannst's auch nicht, Mäuschen — was?“

Nein — Mäuschen konnte es auch nicht! —

Unter den Damen gab es ebenfalls zahlreiche mißvergnügte Elemente.

Man ging so fleißig zur Kirche und erbaute sich wirklich an den guten Predigten und sammelte für die Armen eines ganz besondern Sprengels und trug dem Geistlichen dieses Sprengels namhafte Summen ins Haus — und hatte keine Annie Gerold mehr zu fürchten, die besagter Geistlicher früher offenbar ausgezeichnet hatte, die er aber jetzt nie mehr wieder sah . . . und trotz alledem blieb dieser wunderliche Heilige, der Pfarrer von Sankt Lukas, wie von Stein! Er nahm sehr selten eine Einladung an, schaute ungerührt in all' die fromm aufgeschlagenen, thränenfeuchten Augen und bewegten Miene, hörte all' die Bekenntnisse und flehnte schöne Seelen ruhig mit an und tröstete sie auf die unpersönlichste Art und Weise, die sich denken ließ — hielt die hülfereichen zarten Händchen nicht eine Sekunde länger fest, als die nothwendigste Höflichkeit erheischte, und strich die Summen für die hungernde Armuth dankend ein, ohne anscheinend zu ahnen, daß die edlen Spenderinnen hierbei noch einen profanen Nebengedanken haben könnten!

Dabei verschönte sich der Mann von Mal zu Mal, und seine Reden wurden immer inniger und tiefer, so daß die Gläubigen Sturm liefen zur St. Lukaskirche. Offenbar glaubte Pfarrer von Conventius jedes Wort, das er sagte, — und schon diese Thatfache allein, abgesehen von seinem Aeußern, seiner Herkunft und seinem gewinnenden Wesen, eroberte ihm viele Herzen, denn das fühlt die Menge von selbst, wenn ein Geistlicher aus der Tiefe seiner Ueberzeugung redet.

Langsam, langsam ging der Winter hin, und nicht wie im Jahr zuvor kam der Frühling schon im März — er ließ diesmal auf sich warten, er ließ sich bitten und herbeisehnen von aller Welt und kämpfte sich endlich verstoßen zwischen allem Schneewirbel und Nebelgewölk hindurch — Gottlob, nun war er da!!

Und als es Frühling geworden war, ging Annie Gerold mit dem Weylandschen Ehepaar nach Italien.

Den ganzen Winter hindurch hatte Thesla die junge Schwester zu überreden gesucht: „Thu' es!“ Und immer wieder hatte Annie geantwortet: „Laß' mich doch hier! Ich möchte bei Dir bleiben!“

Aber Thesla dachte an das Sprichwort vom steten Tropfen, der den Stein höhlt, und sie kam beharrlich wieder mit ihrem Vorschlag, den Frau Weyland mit eifrigen Bitten unterstützte, bis Annie endlich mit einem etwas ungeduldrigen: „In Gottes Namen denn — ja!“ ihre Einwilligung gab.

Die Reisevorbereitungen waren getroffen, die Koffer gepackt, die Abschiedsbefuche erledigt, morgen früh sollte es fortgehen. In ihrem gemüthlichen Wohnzimmer saßen die Schwestern abends bei der Lampe zusammen.

Thesla hielt ihren geliebten Fichte in der Hand und las Annie daraus vor.

„Hieraus erziehst Du,“ sagte sie und ließ das Buch sinken, „was Fichte mit seiner Lehre des welterschaffenden und weltbeherrschenden Ichs meint: die innere Kraft des strebenden Ichs sei die Einbildungskraft, und von der schöpferischen Einbildungskraft ginge die ganze Wirksamkeit des Menschengewisses aus!“

„Wer nun aber über keine schöpferische Einbildungskraft verfügt?“ warf Annie ein.

„Der kann auch nicht wirksam sein!“ lautete Theslas einfache Antwort.

„Wie zum Beispiel ich! Ich komme mir in meinem Innern so alt und zerbrochen vor — wo sollte ich wohl jetzt und niemals überhaupt schöpferische Einbildungskraft hernehmen?“

„Die hast Du stets in Dir gehabt, mein Vögeln, obgleich Du nie Nieder komponirt, Statuen gemeißelt oder Dramen geschrieben hast — schöpferische Einbildungskraft steckt eben in jedem mit Phantasie begabten Menschen, und reicher ist selten jemand an Phantasie gewesen als gerade Du. Auch jetzt ist diese Schöpferkraft keineswegs todt in Dir, wie Du annimmst, nur matt und unlustig — sie wähnt sich vernichtet, ist es aber nicht — und wenn sie allgemach zu erwachen, ihre Flügel zu regen beginnt, so wirft Du zuerst erstaunt sein, dann unwillig, wie das möglich sei, Du wirst Dich dagegen wehren . . . aber, Liebling, Du wirst es nicht hindern können!“

„Meinst Du, Thea?“ fragte Annie gedankenvoll. „Du hast so oft recht in dem, was Du sagst, und Du kennst mich besser als irgend jemand, vielleicht besser, als ich mich selbst kenne . . . aber ich weiß nicht, ob Dein Scharfsicht Dich nicht diesmal doch täuscht. Wäre mir mein Liebster gestorben, dann wäre es doch anders — der Tod ist der unerbittlichste Abschluß von allem, was Hoffnung und Sehnsucht heißt. Ich aber — ich hoffe freilich nichts mehr, ich weiß es ja genau, es ist vorbei für immer . . . aber oft habe ich das Gefühl, als müßte mich die Sehnsucht tödten!“

Mit einem Gefühl heißen Schredens blickte Thesla in Annies Antlitz.

Das junge Wesen hatte sich so tapfer beherricht, war äußerlich so unverändert, daß die ältere Schwester schon heimlich den gegenreichen Einfluß der mächtigen Bundesgenossin, der Zeit, zu spüren gemeint hatte. Irrthum! Und Thesla mußte Annie recht geben: die Beendigung ihres Liebesglücks hatte etwas Gewaltthätiges, Unnatürliches gehabt; alles war zu Ende, aber es hatte kein erlösendes Accord dabei mitgestungen, mit einer schrillen Dissonanz war es vorbei gewesen. Einen Todten kann man heiß beweinen, man soll ihm alles verzeihen; in dem Schmerz um einen lebendig Todten kann die trauernde Seele keine Ruhe finden! —

Die Reise — die Reise! Andere Menschen — täglich wechselnde Bilder, herrliche Kunstschätze, überschwänglich schöne Naturgenüsse — dazu Annies empfängliche Seele, ihre lebhaft, rasche Auffassung . . . Tausenden ist schon auf diese Weise das wunde Herz geheilt worden, Tausenden wird es noch geheilt werden.

Thesla hielt Annies Hand, die schöne Hand, die Karl Delmont so zahllose Male geküßt und bewundert hatte, still in ihren beiden Händen und sah liebevoll in das liebliche Gesicht mit den großen, sehnsüchtigen Augen. — — —

* * *

Etwa acht Wochen später war's und in Bellaggio am Comersee.

Dorthin war das Weylandsche Ehepaar mit Annie Gerold vor der Hitze, die in Italien zu herrschen begann, geflüchtet, und nun sahen sie von dem Balkon ihres herrlich gelegenen Hotels einen Sonnenuntergang mit an, der die Berge in Feuerflammen badele und den Spiegel des herrlichen Sees in ein Goldmeer verandelte.

In Annies Augen schwamm ein träumerischer Glanz, wie

ihn Hedwig Weyland, die sein beobachtende Freundin, gar nicht liebte. Wenn Annie so aussah wie jetzt, dann gingen ihre Gedanken verbotene Wege, das war sicher, — und sie war in der letzten Zeit so heiter und vergnügt gewesen, daß das Ehepaar sich miteinander von Herzen dessen gestreut hatte. Sie sagte nicht mehr zu allem „Ja“, was man ihr vorschlug, sie fand nicht alles gut und schön, wie Weylands es wollten, — sie hatte ihre eigenen Ideen, dachte sich dies und jenes aus und zeigte deutlich, daß sie wieder einen Willen besaß . . . ein überaus günstiges Zeichen, wie Frau Hedwig immer wieder gegen ihren Robert betonte.

Jetzt aber dieser weltentrückte Blick, — es wurde Frau Weyland eigenthümlich bekommen ums Herz. Doch nicht wieder Ahnungen? Ums Himmelswillen! Daß nur Robert nichts merkte! Sie sah ihn heimlich von der Seite an: nein, er merkte gar nichts, er zog seine Uhr und wunderte sich, warum der Kellner die Zeitungen nicht bringe, die Post müsse doch längst angekommen sein!

Nach einer kleinen Weile trat der Erwartete durch die Glashür und legte ein ganzes Paket des gewünschten Lesestoffs vor Herrn Weyland hin, deutsche, französische, italienische Blätter, alles durcheinander.

„Bitte, meine Damen!“ Weyland hielt seiner Gattin und Annie die Zeitungen zur Auswahl hin.

„Wie galant er sich anstellt!“ lachte Hedwig. „Als wenn wir nicht genau wüßten, daß er die deutschen Blätter für sich beanprucht und stillschweigend voraussetzt, wir würden, mit Rücksicht auf ihn, die ausländischen für uns nehmen — nicht wahr, Annie?“

„Es ist ein feines Kompliment für Euch darin enthalten,“ behauptete Herr Weyland mit großem Ernst, indem er ohne weiteres die „Allgemeine Zeitung“ auseinandervaltete — „Ihr seid als kluge und gebildete Damen der verschiedensten Idiome mächtig, ich gewöhnliche Kaufmannsleute aber verstehe nur das mütterliche Deutsch, allenfalls noch englisch — weiter schreibt Paulus nichts!“

Damit vertiefte er sich in sein Blatt, um, nach einigen Minuten schon, eine seltsame Unruhe blicken zu lassen. Er sah sichtlich betroffen aus, räusperte sich leicht, starrte beharrlich seine Frau an, um ihren Blick auf sich zu lenken, rückte mit dem Stuhl hin und her, knisterte mit der Zeitung, — umsonst! Hedwig war ganz vertieft in ihre Lektüre, Annie gleichfalls — nun, das traf sich günstig, aber keine Frau! Sie wollte ja immer so feinführend und ahnungsvoll sein — warum war sie es denn in diesem Augenblick nicht, da die Gelegenheit es so gebieterisch erforderte?

Endlich hatte Herr Weyland unter dem Tisch den Fuß seiner Frau gefunden, und er trat ihr heimlich darauf, so daß sie sich umwandte und ihn ansah. Endlich! Er winkte mit den Augen nach Annie hinüber — schob der Gattin möglichst unauffällig die Zeitung hin — sie sollte lesen.

Es dauerte eine Weile, ehe Frau Weyland das fand, was ihres Mannes Aufmerksamkeit erregt hatte. Endlich traf ihr Blick darauf — eine Notiz unter „Verschiedenes“ war's:

„In Calcutta ist am achtzehnten Juni, kurz nach seiner Ankunft, der berühmte Porträt- und Landschaftsmaler Karl Delmont am gelben Fieber gestorben.“

In Hedwigs Hand bebte das Blatt und sie warf einen besorgten Seitenblick auf Annie, die sich in den französischen „Moniteur“ vertieft hatte. Wie, wenn jene Trauerbotschaft auch in diesem Blatt zu lesen stand, wie es die größte Wahrscheinlichkeit war?

Die beiden Gatten wußten nichts Besseres, als einander sorgenvoll anzusehen — verstohlen natürlich, damit Annie es nicht merke. Sie wußten beide nicht, was sie thun sollten — wenn Annie nun auch in ihrem Blatt die Nachricht fand . . . was würde werden? Und wenn sie dieselbe nicht fand . . . waren in dem Fall nicht sie, Weylands, verpflichtet, ihr die Trauerbotschaft mitzutheilen?

Auf dem Balkon, der ihnen zunächst lag — das große Hotel besaß deren mehrere — ging es lebhaft und lustig her. Man unterschied deutlich die verschiedenen Stimmen — helle, hohe Kinderlaute, dazwischen einen väterlichen Bass und ein weiches, verschleiertes Frauenorgan, abwechselnd mit einer sonoren Männerstimme — die beiden legten sicher einem Brautpaar zugehörig,

denn der tiefe Bass warnte ein paarmal nachdrücklich: „Alfred, verwöhnen Sie uns das Kind nicht so sehr!“ Dann bewunderte wieder jemand den herrlichen Sonnenuntergang, und ein Plan zu einem gemeinsamen Ausflug für den nächsten Tag wurde besprochen; die Kinder jubelten laut darüber und versprachen, sehr artig zu sein, wenn man sie mitnehme. Frau Hedwig hörte mit halbem Ohr hinüber, ohne einen Augenblick den Gedanken an ihre junge Freundin aufzugeben.

Blötzlich bemerkte sie, wie das Zeitungsblatt in Annies Hand seltsam raschelte und bebte — sie bog sich ein wenig vor: Annie starrte mit weitoffenen Augen in das Blatt, als ob sie ihren Sinnen nicht traue, dann ließ sie es langsam sinken, und Frau Hedwig sprang auf und legte den Arm um sie.

Aber Annie war zu jung und zu gesund, um ohnmächtig zu werden.

Sie blieb bei wachen Sinnen, sah das Abendgold auf den Bergen verglühn und im Wasser zittern, gewahrte die besorgten Gesichter ihrer Freunde, wie sie sich über sie neigten, und hörte deutlich den Ton einer Zither, die drunten im Hotelgarten jemand sehr kunstfertig zu spielen begann. Eine wehmüthig süße, einfache Volksmelodie war's, und der rührende Ton der Zither machte, daß es wie das Schluchzen eines zum Tode betrübten Menschen klang.

„Annie — liebes, liebes Herz — Du hast gelesen —“

Sie nickte nur und blieb stumm und regungslos sitzen wie zuvor.

Auch die Freunde schwiegen — was hätten sie sagen sollen? —

Nebenbei auf dem Balkon war alles still — sie hörten der Zither zu, die ihr trauriges Lied zu Ende klagte. Als der letzte Ton verhallt war, da war auch die Farbenpracht am Himmel und im See dahin — hier wie dort schwamm nur noch ein sanfter, rosiger Abglanz der verschwundenen Herrlichkeit. Und durch die tiefe Stille hörte man deutlich eine Stimme von drüben her sagen: „Heut haben wir Sonnenwende!“

18.

„Es ist nicht wahr, daß man im späten Alter keine festen, dauernden Freundschaften mehr schließt, es kommt hier uns überall auf die Persönlichkeiten an. Alte Freunde können uns oft, wenn seltsame, ungewöhnliche Verhältnisse an sie herantreten, ganz fremd erscheinen — und neue Freunde werden uns zuweilen so rasch vertraut, daß wir immer wieder verwundert nachsinnen müssen, ob es wirklich erst eine so kurze Spanne Zeit her ist, seit wir sie kennen!“

Thella Gerold war's, die diese Behauptungen aufstellte, und sie that dies offenbar viel weniger darum, um demjenigen, der ihr zuhörte und auf den sich ihr ganzer Ausspruch bezog, eine Freude zu bereiten, als um sich selbst ihre Idee klarzulegen — „laut vorzudemonstriren“, wie sie das nannte.

Derjenige, welcher ihr gegenüber saß und dem dies Bemerkniß galt, war Reginald von Conventius, der Pfarrer von Sault Lukas.

Es war ein der Dauer nach kurzes, aber sehr festes, inniges Freundschaftsband, das diese beiden Menschen vereinigte. Als Annie mit Weylands abgereist war, da hörte Reginald durch seinen Vetter Fritz, wie einsam Thella jetzt sei. Zwei alte, erprobte Freunde ihres verstorbenen Vaters, die sie sehr lieb hatte und die viel um sie gewesen waren, hatte der Tod im letzten Winter abgerufen, ein dritter war von F. fort zu seinen verheiratheten Kindern gezogen, ein vierter bettlägerig krank; diese vier alten Freunde einer schönen, vergangenen Zeit entbehrte sie schwer — Fritz von Conventius mit seiner jungen Frau zeigte sich wohl dann und wann bei Thella, aber dies lebenslustige Paar war sehr begehrt, seine Zeit immer knapp, und die vielen andern Besucher des Gerold'schen Hauses waren alle nur Annies wegen gekommen; sie begnügten sich, Thella einen Pflichtbesuch abzustatten, und das war alles.

Bücher sind eine gute Gesellschaft, und die „gelehrte Thella Gerold“ war die letzte, die das jemals unterschätzte — aber nur auf Bücher angewiesen sein, wenn man noch ein Herz hat, vollends ein solches, das durch eine junge, liebevolle Schwester gehörig verwöhnt war, ist doch nur ein einseitiger Genuß, und so fand Fritz denn, als er die kranke Dame wieder einmal



In der Genesung.

Nach einem Gemälde von D. Erdmann.

Photographie von Franz Hartmann, München, A. H. v. Schöner.

besuchte, einen so traurigen Ausdruck in ihren Augen, eine so trübe Stimmung in ihrem Gemüth, daß es ihn in seinem guten Herzen bekümmerte und er sich zu seinem Vetter Reginald darüber aussprach.

„Siehst Du, Regi, sie dauert mich mehr, als ich es sagen kann, und ich gäbe wer weiß was drum, ihr zu helfen. Da sitzt nun das arme Geschöpf und seht sich nach der Schwester und hat, außer Lamprechts, die zwar wieder, aber doch nur mit Bildung schwach behaftet sind, keine menschliche Seele, die sich seiner annimmt. Das Mäuschen und ich haben den besten Willen, aber weiß der Hund, es will sich gar nicht recht thun! Dabei ist sie wirklich eine bedeutende und herzensgute Person, die Thella!“

Darauf hatte Reginald ihn mit seinen schönen, ersten Augen angesehen und gefragt: „Was meinst Du, Fritz — ob ich einmal zu ihr hingehen könnte?“

Der Man hatte den Vetter darauf feurig umarmt und gerufen: „Ja — dreimal ja, Du Prachtker!“

Und Reginald war hingegangen.

Von jenem Tage schrieb sich die Freundschaft der beiden. Sie verstanden einander in der That wunderbar, der gläubige Diener Gottes und der Freigeist. Das rein menschliche Element war es, was hier den Sieg behielt — und dann vereinte sie beide ein Gefühl, das stärkste, das jedes von ihnen hatte! Es dauerte nicht lange, da wußte es Thella, ohne daß Reginald es ihr in klaren Worten gesagt hatte, daß er Annie nach wie vor mehr liebe als alles in der Welt — und er fühlte es heraus, gleichfalls ohne daß sie es ihm eingestand, daß sie ihm ihr Kind am liebsten gegönnt hätte. Das war die Brücke, auf der sie sich trafen, das war der Hintergrund aller ihrer Gespräche: Annie! Thella las ihm aus Annies Briefen vor, sie berichtete von ihrer Stimmung während des Herbstes und Winters, sie theilte ihm die Beobachtungen mit, die sie während Annies kurzer Brautzeit gemacht hatte — nichts verschwieg sie ihm . . . und wiederum war Thella der einzige Mensch, dem Reginald das Geständniß machte, er wisse um die Ursache von Delmonts verstörtem Wesen und um die innere Gewalt, die ihn gezwungen habe, sein Verlöbniß zu lösen, wenn er auch nie den Schleier dieses Geheimnisses lüften dürfe.

Thella rechnete sich mit ihrem scharfen Geist etwas heraus, was der Wahrheit ziemlich nahe kam; sie hütete sich aber, mit Fragen oder Anspielungen in Conventius zu dringen; dazu war er ihr zu werth, hielt sie ihn zu hoch.

Die Nachricht von Delmonts Tod, die durch alle namhaften Zeitungen ging, hatte selbstverständlich auch ihren Weg nach F. gefunden — aber die beiden Freunde hatten nur die Thatsache erwähnt und alles weitere unberührt gelassen. Auch Annie hatte ihrer Schwester kein Wort von ihrem Empfinden geschrieben, nur den Wunsch ausgesprochen, bald heimzukehren, da sie sich nach Thella sehnte.

Heute war der fünfzehnte August, auf den folgenden Tag erwartete man Annies Heimkehr.

Reginald hatte mit Lamprechts Hilfe Theklas Rollstuhl in den Garten gebracht, und hier saß sie nun mitten im Grünen, von Schmetterlingen umspielt, von Bienen umsummt, und sprach ihre Ansichten über alte und neue Freundschaften aus.

„Unser Verkehr wird mir recht fehlen!“ schloß sie feufzend.

„Mir auch, liebe Freundin!“

„Aber ich sehe nicht ein — bestehen Sie wirklich in allem Ernst darauf, sich nie mehr bei mir sehen zu lassen, sobald Annie hier ist?“

„In allem Ernst — und mit Recht! Mein Erscheinen hätte für Ihre Schwester nur eine Bedeutung, nämlich die, ich wolle mich aufs neue um sie bewerben! Und dazu wäre wahrlich der Zeitpunkt jetzt schlecht gewählt!“

Thella nickte ihm zu und hielt ihm ihre Hand hin.

„Es ist das Richtige so! Aber Sie haben mich sehr verwöhnt — ich werde schwer ohne Sie fertig werden!“

„Sie bekommen ja den schönsten Ersatz — nein, das nicht! Ersatz im vollsten Sinne des Wortes giebt es ja nicht, darüber sind wir beide einig! Aber es ist ja mehr als das! Ihr Liebstes kehrt Ihnen zurück — und ich — ich darf Ihnen manchmal schreiben — ja? —“

„Gewiß! Und ich werde Ihnen manchmal antworten. ein kläglicher Ersatz — da ist das Wort schon wieder! Wo kommt denn da?“

Durch den Gartensaal eilte es auf leichten Füßen durch die offenstehende Glasthür, die Stufen herab — eine schlanke Gestalt, den Schleier zurückgeworfen, die Augen Thränen.

„Thea! Liebste! Wieder bei Dir!“

Reginald war emporgesprungen, peinlichste Ueberraschung den Miene. Heute schon! Er griff verwirrt nach seiner Wollte sich unbemerkt zurückziehen —

Da richtete Annie sich auf aus Theklas Armen, blieb verweint, und hielt ihm die Hand hin.

„Herr von Conventius! Wie danke ich Ihnen Ihre Thatsache für meine Schwester!“

„Die findet ihren Dank in sich!“ gab er zurück. Er sich rasch gefaßt, streifte die schöne Hand flüchtig mit den Fingern und wandte sich zum Gehen. „Verzeihen Sie mein Händchen Gerold, Ihre Schwester erwartete Sie erst morgen.“ „Ich hatte zu große Sehnsucht — ich hielt den Rasen nicht aus, wie ich mir's vorgenommen hatte, ich reiste geradeswegs hierher. Ach — daheim — wieder da!“ Sie sah sich in dem sonnigen, grünen Garten um und um Theklas Haupt an ihre Brust.

„Mir will scheinen, Du siehst wohler aus, als da ich dich verließ!“

Thella blickte auf Conventius.

„Ich habe einen sehr geduldigen guten Freund und er hat mich gefunden!“ entgegnete sie; und leiser setzte sie hinzu: „Sich will er gehen — und nicht mehr wiederkommen. Willst Du nicht bitten, Annie, daß er es dennoch thut?“

Ein leises Erröthen stieg in Annies Gesicht, aber sie schloß die Lippen und sagte: „Ich bitte — Sie wieder!“

Er kam — zuerst sehr selten nur und als Theklas offener Freund — dann häufiger — auch als Annies Freund, ihr Rathgeber und Helfer im Wohlthun. — Aber mit einundzwanzig Jahren kann man nicht nur selbstlos in andern aufgehen, die Stürme, die um diese gesegnete Zeit daherbrausen, die ein Menschenkind wohl schwer danieder, aber sie knicken und nichten es nicht ganz. — Und der Thau fommt und der Regen und dann fängt es an, lind zu wehen, und die Sonne durch!

Ein wenig stiller, ein wenig ernster, aber unendlich reizend und in tiefster Seele dankbar war Annie Gerold in dem zweiten bräunlichen Glück.

Und als sie dann das grenzenlose Entzücken Reginalds sah, seine anbetende Liebe, die kein anderes Ziel, keinen Zweck kannte als ihr Glück . . . wie sollte sie da nicht blühen, schöner und holdseliger denn je? Es kam die Zeit, war sie wieder das heitere, glückselige Vögelchen früherer Jahre, verwöhnt, geliebt, bewundert von allen, und doch ihres Wortes zur Wahrheit machend: „Verwöhnt es immerhin! schadet dem Kinde nichts! Es braucht viel Liebe, und es ja auch aus seinem reichen, goldenen Herzen unaufhörlich, zu rechnen!“

Das Haus Gerold schwamm im Glück, und nur Thella des Streites kein Ende mit Fritz von Conventius, der behauptete, er freue sich doch am meisten über dies Paar und Regi Glück — mehr noch als Thella! Was wollte sie auf seines Stammhalters Taufe hatten die beiden sich je einander verlobt — das mußte ihn doch wohl am meisten freuen, den Gastgeber, Vater, Freund und Vetter, der nun in der schönen Annie den lange vorher begehrten Verwandtschaft auf die Lippen drücken durfte!

Karl Delmont ist nicht vergessen — Annie bewahrt Andenken wie seine Bilder in treuem Herzen, und Reginald glückliche, dankbare Reginald, bewahrt sein Geheimniß — schönes, geliebtes Weib soll es nie erfahren, warum er an der Sonnenwende so nachdenklich gestimmt ist, und wer in verstickten Gräben schlummert, auf welches ihr Gatte jedesmal Zeit der Sonnenwende einen Kranz niederlegt.

Eine alte Streitfrage.

Wann beginnt ein neues Jahrhundert?



„Wie ist so klar wie das Einmaleins!“ oder „darüber kann man so wenig streiten wie über den Satz, daß zweimal zwei vier ist!“ — solche und ähnliche Redewendungen werden wohl gebraucht, wenn bei einem Wortstreite der eine Theil zu verstehen geben will, daß seines Erachtens den von ihm angeführten Beweisen nicht mehr widerredet werden könne. Und diese Redewendungen, ob nun im einzelnen Falle mit Recht oder Unrecht angewandt, beweisen alle einen großen Respekt vor der Mathematik, vor den über jeden Zweifel erhabenen Gesetzen des Einmaleins, und man sollte daher glauben, daß über Dinge, welche dem zwingenden, einmüthigen unterliegen, ein Meinungsstreit überhaupt ausgeschlossen sei.

Aber weit gefehlt! Nichts, sollte man denken, sei einfacher als die Zeitrechnung, ob sie nun die Erschaffung der Welt, die Gründung der Stadt Rom, die Geburt Christi oder die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina — also immer ein fest bestimmtes, wenn auch vielleicht willkürliches Datum — zum Ausgangspunkte nimmt. Gerade auf diesem Gebiete jedoch herrscht die größte Unklarheit, und es entstehen Streitfragen, die, bei ihrer verhältnißmäßigen Bedeutungslosigkeit, eine oft geradezu lächerliche Hitze annehmen.

Bei Licht betrachtet ist die Sache freilich nicht gar so wunderbar. Der ins Ohr fallende Laut und die Logik des Einmaleins wollen sich für manchen oft gar nicht zusammenreimen. So selbstverständlich es ist, daß die Jahre 1483 oder 1546 im 15. bez. 16. Jahrhundert liegen, so wenig will das dem einen oder dem andern unmittelbar einleuchten; er hört bei der ersten Zahl die Jahrhundertsziffer 14, bei der zweiten 15 und ist daher geneigt, die erste Jahreszahl dem 14., die zweite dem 15. Jahrhundert zuzurechnen. Ist ja doch auch der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht ein unsicherer; die Italiener bezeichnen heute noch die Gelehrten und Künstler des 16. Jahrhunderts als die großen Geister des „Cinquecento“ (cinquecento = fünfhundert, die Tausendzahl ist weggelassen).

Aber ist es drum! Die Wende der Jahrzehnte und Jahrhunderte, sollte man meinen, könnte doch unmöglich zu einem Streit führen; braucht man ja doch, um sie festzustellen, nur von 1 bis 10 oder von 1 bis 100 zu zählen. Trotzdem ist gerade darüber zu den verschiedensten Zeiten lebhaft gestritten worden, und zwar haben sehr verständige und brave Menschen für die der Zahlendogmatik gegenüber fegeische Ansicht sich ereifert.

Zu diesen sehr verständigen und braven Persönlichkeiten gehört z. B. Visconti oder, respektvoller geredet, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV. Sie war eine Frau von echt deutschem Schrot und Korn, und deutsch führte sie fast durchweg ihren Briefwechsel mit den Verwandten im Deutschen Reiche, namentlich mit der Kurfürstin Sophie von Hannover.

„An diese nun schrieb sie am 4. Januar 1699:

„Es ist eine dispute bey Hoff so vom König ahn bis auff die laquays disputirt wirdt, die dispute ist, ob daß Secullum ahnsenget wen man 1700 schreiben wirdt, oder 1701, monsieur Fagon und die von seiner parthey sein, sagen, Es senget ahn wen man 1700 schreiben wirdt, den ahnden sehen die hundert jahr zum Endt, die andern aber souteniiren, daß die hundert jahr Erst zum Endt sehen wen Man 1701 schreiben wirdt, Ich mögte gern daß herrn Leibniz Meinung hirüber wissen, wo Man geht und steht jetzt hört man nichts als disputiren biß auff die porteur de chaisse disputiiren hirüber. Ich, wen Ich die Wahrheit besenen sol, bin mons. Fagons Meinung, der König mons. le dauphin, printz de Conti, monsieur und ganze hoff seindt vor 1701. Ich mögte E. L. meinung auch woll hirüber wissen, etc.“

Ich habe nun nicht in Erfahrung bringen können, ob und wie die erlauchte Tante der Briefschreiberin oder der große Philosoph Leibniz die Frage beantwortet hat; von letzterem aber setze ich ohne weiteres voraus, daß er in dem Falle der Beantwortung gegen die Fragestellerin entschieden hat.

Soviel steht fest: die Jahresrechnung, welche die Geburt Christi zum Ausgangspunkt nimmt, fällt für uns mit dem Kalenderjahre zusammen. Niemand wird die Jahre der christlichen Zeitrechnung vom 24. Dezember bis zu demselben Datum des nächsten Jahres rechnen, sondern vom 1. zum 1. Januar, wie denn ja bei uns die Jahreszahl amtlich mit dem Eintreten des 1. Januar und nicht mit dem des 24. Dezember wechselt. Der Rest des Jahres, welcher zwischen das für unsere Zeitrechnung epochemachende Datum und den 1. Januar fällt — er beträgt ja nur 7 Tage — kommt eben nicht in Betracht; niemand wird diese Woche nach Christi Geburt als erstes Jahr bezeichnen wollen!

Dies zugegeben, folgt weiter von selbst, daß das erste Jahr der christlichen Zeitrechnung mit dem auf Christi Geburtstag folgenden 1. Januar begann, und daß es von diesem 1. Januar bis zum 31. Dezember währte.

Da nun ein Jahrhundert aber hundert volle Jahre hat, so schloß das erste Jahrhundert mit dem 31. Dezember des Jahres 100, und das zweite begann mit dem 1. Januar 101. Wer das erste Jahrhundert schon mit dem Jahre 99 schließen lassen will, der muß entweder demselben nur 99 Jahre zutheilen, was ein Widerspruch in sich selbst ist, oder er muß annehmen, daß dasselbe mit einem Jahr „Null“ begonnen habe.

Mit fällt dabei jenes alte Lehrbuch der Logik ein, auf Grund dessen wir in meiner Jugend Unterricht erhielten. In demselben wurde als Beispiel einer Art von Trugschlüssen der folgende angeführt: „Keine Kage hat 19 Schwänze; eine Kage hat selbstverständlich einen Schwanz mehr als keine Kage, folglich hat eine Kage 20 Schwänze.“ Der ganze Trugschluß ist darauf gebaut, daß das Wort „keine“ als positives Zahlwort verwendet wird, während es doch lediglich die vollständige Verneinung jeglicher Zahl, ja jeglicher Existenz ist. Und ganz dasselbe würde von einem Jahr „Null“ gelten. Ein Jahr „Null“ ist eben durch diese Benennung als überhaupt nicht vorhanden bezeichnet.

Endigte aber das 1. Jahrhundert mit dem 31. Dezember des Jahres 100, so schloß das 2. mit dem 31. Dezember des Jahres 200, und so geht es fort bis zu uns und weiterhin, solange eben unsere Zeitrechnung bestehen wird. Das 19. Jahrhundert heißt das 19., weil es mit dem Ende des Jahres 1900 seinen Abschluß findet, und der Irrthum, daß das 20. Jahrhundert mit dem 1. Januar 1900 beginne, erklärt sich lediglich aus der Klangwirkung, daß von diesem Jahre an die Jahrhundertsziffer „8“ aus der Jahreszahl verschwindet und durch die Ziffer „9“ ersetzt wird. Wer dieses Ereigniß feiern will, mag es thun; wir treten aber mit dem 1. Januar 1900 nicht in das erste Jahr des 20. Jahrhunderts — welches ja so bezeichnet wird, weil es mit dem Ablaufe des Jahres 2000 endigt —, sondern in das letzte des 19. Jahrhunderts.

Und ähnlich wie mit der Wende der Jahrhunderte verhält es sich mit derjenigen der Jahrzehnte. In einer großen und sehr angenehmen Berliner Zeitung las ich am 1. Januar dieses Jahr zu Ende gehenden Jahres 1890 an der Spitze des lokalen Theils eine sehr rührende Betrachtung darüber, daß wir mit diesem Tage in das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eingetreten seien, woran für die geplagte Menschheit des 19. Säculums alle möglichen Ausstellungen bezüglich ihrer Fortschritte und eine ganze Reihe salbungsvoller Mahnungen geknüpft wurden.

Der Verfasser hätte weit besser daran gethan, seine wohlgemeinte Predigt noch ein Jahr lang in der Tiefe seines Intenfassens schlummern zu lassen und dafür in sich selbst zu gehen, um seine Veräumnisse in der Kenntniß des Einmaleins, wenn auch spät, nachzuholen. Welche junge ältere Dame würde, wenn sie in ihr dreißigstes Lebensjahr eintritt, mit Gelassenheit den Glückwunsch zum Antritt ihres vierten Jahrzehnts hinnehmen!

Doch genug! Ich glaube hinreichend deutlich gewesen zu sein und kann mir keinen ichoneren Erfolg denken, als daß jeder Leser dieser Zeilen am Schlusse sagt: „Wozu die vielen Worte, das versteht sich ja alles von selbst!“ Auch ich habe das lange geglaubt, aber die Erfahrung hat mich eines anderen belehrt.

Schon wollte ich befriedigt über meine Philippita die Feder niederlegen, als mich der durch Viscontes Tagebuch angeregte historische Forschungstrieb doch noch übermannte, daß ich mich zu vergewissern trachtete, wie bezüglich der Wende anderer Jahrhunderte die Menschen sich verhalten haben, und wie nicht bloß die Menge, sondern auch die Güte der Zeugen für die eine oder andere Auffassung sich stellt. Mit dem Ergebnisse kann ich durchaus zufrieden sein.

Was die Menge anbelangt, so war im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung ein großer Theil der Christenheit der Ueberzeugung, daß im Laufe desselben der Weltuntergang erfolgen werde, und zwar deswegen, weil mit demselben die tausendjährige Gnadenfrist zu Ende ging, welche, dem vielfach herrschenden Glauben zufolge, der Welt nach der Menschwerdung Christi noch gestellt gewesen war. Das Jahr 1000 galt allen diesen zitternden Gläubigen sowohl als der Abschluß des ersten Jahrtausends und seines letzten Jahrhunderts, nicht als das erste Jahr des zweiten Jahrtausends, das ihrer Meinung nach die Welt gar nicht mehr erleben durfte.

Bezüglich der Güte der Zeugen aber steht die Sache noch viel glänzender. Goethe und Schiller haben nicht den 1. Januar 1800, sondern den 1. Januar 1801 als den Wendepunkt zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert betrachtet. In Goethes und Schillers Briefwechsel findet sich die Mittheilung, daß die Jahrhundertwende im Januar 1801 festlich begangen werden sollte, und zwar anlässlich eines Gastspiels Pflands in Weimar. Ob die Feier wirklich zustande gekommen ist, darüber habe ich nichts finden können, es genügt aber, daß sie für den Januar 1801 und nicht für den des vorangegangenen Jahres geplant worden ist. Ebenso fällt die Abfassung von Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ in den Anfang des Jahres 1801, wahrscheinlich in die ersten Tage des Februar.

Ich könnte also triumphiren und die Andersmeinenden stotternd für „Keyer“ erklären, „mit denen keine Gemeinschaft zu halten sei“. Aber wir leben in einem menschenfreundlichen Zeitalter, in einer Periode der Kompromisse, und so will auch ich mit der feierlichen Erklärung schließen: Wenn mich zum Silvesterabend 1899 auf 1900 jemand einlädt, die Wende des Jahrhunderts in fröhlicher Gesellschaft mit ihm zu begehen, so werde ich die Einladung annehmen, mit dem Vorbehalte natürlich, ihn zum Silvester 1900 auf 1901 für dieselbe Feier meinerseits einzuladen. Ein gewöhnlicher Jahreswechsel mag mit einer Feier abgethan sein, solche bedeutendere Augenblicke aber, wie der Eintritt in das letzte Jahrzehnt eines Jahrhunderts oder gar in ein neues Jahrhundert, mögen immerhin zweimal gefeiert werden. Man geht dann jedenfalls sicher! Aber — recht haben doch diejenigen, welche das 20. Jahrhundert erst am 1. Januar 1901 beginnen lassen.

Geinrich Bauer.

Finkere Mächte.

Radbrud verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Eine Bauerngeſchichte von Einar Weidrod.

Der Otterhofbauer war, als Rupert die Hand auf des kranken Kindes Bruſt gelegt hatte, ein ganz anderer geworden; ſein Geſicht ſtrahlte, die aſchafle Bläſſe war daraus gewichen.

„Armer, getäuſchter Narr!“ murmelte der Arzt, der ihn mit verächtlichem Mitleid betrachtete; „es war wahrhaftig Zeit, daß Rupert ihm den Gefallen that, ſein Verſtand war gerade zu Ende.“

Aber während Jakob erlöſt aufjubelte, ſahen die ſtumme Gruppe, die Ruperts Eltern und Eva in einer Stubenecke bildeten, ganz andere Gefühle zu hegen.

„Er thut es doch!“ hatte der Moorheidler aufgeſchrien, als Rupert die Hand nach Magnus ausgeſtreckt hatte, und „er hat es gethan!“ flüſterte er jezt unaufhörlich mit tonloſer Stimme, das Geſicht in den Händen vergrabend. Es ſchien, als müſſe er ſich das immer wieder vorſagen, um es glauben zu können.

Eva und Gertrud ſchwiegen und blickten entſetzt zu Rupert hinüber. Sie hatten geſehen, daß der Arzt leiſe in Rupert eingeredet und daß Rupert ſeinem Drängen nachgegeben hatte, und es war ihnen, als zerriffe ein Schleier vor ihren Augen, als entſünde plötzlich grelle Klarheit um ſie her. Der Arzt war es geweſen, deſſen Gutachten Rupert vor Gericht gerettet hatte; der mochte wohl wiſſentlich falſch ausgeſagt haben, und jezt, wo ein Menſchenleben durch ferneres Leugnen zu Grunde ging, hatte er ihn leiſe daran gemahnt, daß er helfen müſſe, da er helfen könne! Sie blickten ſchau auf Magnus, und da dieſer jezt ruhiger athmete, ſeit die vom Arzte aufgeriſſenen Fenſter dem niedern Gemache friſche Luſt zugeführt hatten, ſo glaubten ſie ſchon die Wirkung der hölliſchen Macht wahrzunehmen, und es ſchauderte ſie bis ins innerſte Mark.

Beglückt und beruhigt vertiefte der Otterhofbauer den Moorheidehof, und Eva folgte ihm, ſich ſchau zur Thür drückend, damit Rupert ihr Fortgehen nicht bemerke und es ihr erſpart bleibe, ihm den Abſcheu zu zeigen, den ſie jezt vor ihm hegte; als er es bemerkte und auf ſie zuſtürzte, rief ſie laut: „Laß mich!“ und ſtoß davon, eiligſt fort über den Hof und die Nothbrücke, als könne ſie nicht ſchnell genug aus dem Bereiche des unheimlichen Hauſes kommen. Jenſeit der Nothbrücke ſtand der kleine Weiterwagen, in dem der Otterhofbauer hergekommen war. Sie ſtieß hinauf und kanerte ſich, fröſtelnd vor Erregung, auf die Bank. Auf der Landſtraße näherten ſich ſchlürfende Schritte. Der alte Gemeindegirt tauchte auf aus dem Dunkel.

„Hat er's gethan?“ fragte er, als er Eva bemerkte.

„Ja, er hat es gethan!“ erwiderte Eva dumpf und tonlos. Der Alte lachte heifer vor ſich hin.

„Dann braucht das Kind keinen Doktor mehr!“ ſagte er. „Jezt hilft ihm einer, der's anzufaffen weiß am rechten Ende. Recht hat er gehabt, der Otterhofbauer!“

Eva ſchwieg zu allem, und als jezt Jakob mit dem kleinen Magnus nachkam, entfernte ſich der alte Gemeindegirt. Jakob gab der Eva das Kind, löſte das Pferd von dem Brückenpoſten und fuhr davon ſo ſchnell als möglich.

Mittlerweile hatte ſich der Moorheidler mit Frau, Sohn und Magd an den ſauber gedeckten Tiſch geſetzt, und auch der Arzt, der ſich hungrig und erſchöpft fühlte, nahm an der Abendmahlzeit theil.

Rupert war von Evas Abwehr, von ihrem entſetzten Blick und angſtvollen Aufſchrei wie vor den Kopf getroffen worden; ſogleich hatte er ſich richtig gedeutet, wie das gemeint war, und nun ſaß er am Tiſche und beobachtete mit brennenden Blicken das bleiche, gramvolle Geſicht ſeines Vaters, ſeine ſtill mit Thränen kämpfende Mutter. Sein Herz krampfte ſich quatsvoll zuſammen, ſeine Hand ballte ſich zur Faust; er brachte keinen Biſſen über die Lippen, trank aber um ſo mehr Stachelbeerwein. Die Mahlzeit verlief lautlos, auch der Arzt ſprach nicht; er hatte einen mühevollen Tag hinter ſich.

Endlich lehnte ſich der Moorheidler in ſeinen Stuhl zurück, ſaltete die Hände, ſchluckte mehrere Male Thränen hinunter und ſagte dann mit heiferer, unſicherer Stimme, die glanzloſen, aber immer noch fanſten Augen auf ſeinen Sohn gerichtet:

„Ich hab', ſo alt ich geworden bin und ſo viel Feindſchaft ich erlitten hab' im Leben, noch nie einem Menſchen den Tod

gewünſcht — mit Worten nicht und, Gott ſoll mir's bezeugen im tiefften Herzen auch nicht! Aber jezt“ — er athmete und mühsam und ſeine Stimme ſank — „jezt, Rupert, win ich, daß der Magnus ſtirbt!“

Ruperts Geſicht wurde erſt purpurroth, dann jählings gelb wie Aſche.

„Vater, wie meint Ihr das?“ ſchrie er auf.

„Ich denke, Du verſteht mich wohl!“ ſagte der Moorheidler in tiefftraurigem Tone und ſtand vom Tiſche auf; „nichts ungut, Herr Doktor, wenn ich gehe . . . und ſchönen Dank an daß Sie meinen Rupert vor dem Galgen bewahrt haben; mein älteſter Sohn ſolch grauſtlichen Todes ſtarb, war, dächt' gerade genug für einen Vater.“

Befremdet und beſorgt blickte der Arzt von ſeinem Tische auf. „Was iſt Euch, Moorheidler?“ fragte er; „was reißt Ihr da?“

Dann gewahrte er das bleiche Geſicht, den durch nagenen Seelenſchmerz ganz veränderten Ausdruck in den Zügen des Moorheidlers.

„Seid Ihr krank?“ rief er aufspringend.

„Das nicht, Herr Doktor,“ ſagte der Moorheidler. „Wenn ich's wäre, krank zum Sterben, ich ließ mir nicht helfen.“ Er ging bis zur Thür ſeiner Schlafkammer, die neben dem Wohnſtude lag; da wandte er ſich noch einmal zu ſeinem Sohne um.

„Ich will nichts gegen Dich ſagen, Rupert,“ ſprach er preßt. „Aber wenn die Krankheit, die für jeden andern zu Tode führen müßt, weichen muß von dem Kind und ihm nicht anhaben kann, dann . . . dann . . .“

„Vater, ſprecht's nicht aus!“ rief Rupert entſetzt. Er wollte ſeines Vaters Hand ergreifen, aber dieſer ſtoß ihn zurück.

„Rühr' mich nicht an!“ rief er mit bebender Stimme. „Aber bitte will ich Dir thun, wenn wir heimkommen vom Gottesad und den Magnus darauf zurüchlaffen. Bis dahin rühr' mich nicht an!“

Er trat in die Kammer und ſchloß die Thür, ohne ſie heftig ins Schloß zu werfen; er drückte ſie leiſe zu. Gertrud war ſtumm aufgeſtanden und wollte ihrem Manne in die Kammer folgen, aber Rupert hielt ſie zurück.

„Mutter, was haltet Ihr von mir?“ frug er. Sie bedeckte ihr Geſicht mit ihrer Schürze und Schluchzte ſchüttelte ihren Körper.

„Mutter!“ ſtöhnte Rupert, „Mutter, ich bin kein Mörder. Bei meiner Seelen Seligkeit, ich bin kein Mörder! Ich wollt ja nur den Otterhofbauer zur Ruh' bringen! Ich hab' es nach gleich ſelber bereut, daß ich gethan hatte, was nur Mörder thun aber daß Ihr, daß mich Eva deshalb zum Mörder macht . . .“

„Laß mich!“ ſagte Gertrud, ſich gewaltſam faſſend; „laß mich, Rupert . . . ich muß hinein zum Vater. Es iſt ja beſſer Du haſt's gethan, als daß Du noch weiter geſeugnet hätteſt! Sie haſt Du doch wenigstens das Kind gerettet!“

Rupert ſah ſie mit einem Blicke voll ſtummer Verzweiflung an und ließ ihre Hand fahren. Sie ging in die Kammer.

Der Arzt hatte mittlerweile auch begriffen, wie all dieſe Rede zu deuten waren, und rannte, zornig und halblaut die „verbohrt Bauerſchädel“ verwänſchend, im Zimmer hin und her.

„Ich muß jezt auch fort,“ ſagte er endlich, nachdem lang ein drückendes Schweigen im Zimmer geherrſcht hatte; „Rupert gieb Dich zufrieden, Deine Eltern werden nur allzu bald ihre Thorheit einſehen müſſen. Das Kind iſt ja ſo ſchwer krank freilich, ſo lange Leben vorhanden iſt, iſt auch Hoffnung, es zu erhalten. Aber ich glaube, daß es ſterben wird.“

Rupert ſtand regungslos auf dem Flecke, wo ihn Gertrud verlaſſen hatte.

„Ja!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, kaum hörbar, mit krampfhaft geballten Fäuſten; „es wird ſicher ſterben!“

Der Arzt ging. Ueber die ebe, weite Moorheide aber pflügte der Sturm und fuhr mit klagenden Tönen in die ſchwarzen, baufälligen Schornſteine des Moorheidehofes; die Balken der Nothbrücke ächzten, die Laterne daran ſchaukelte wie ein Zerklüht hin



Das Neujahrskrausen der Berliner Postkutsche.
Nach einer Zeichnung von Werner Schöne.

und her und erzeugte seltsame, huschende Schatten, die dem nächtlichen Wanderer den Eintritt in das verfehlmte Gehöft wehren zu wollen schienen.

Und wenn Mordgedanken und Mordpläne den, der sie hegt, auch wenn sie noch unausgeführt sind, zum Mörder machen, so war der Moorheidehof jetzt in der That die Wohnstätte eines Mörders.

Es mochten ungefähr acht Tage seit jenem Abend verlossen sein, als der Arzt mit einem seiner Freunde — mit mir selbst, um es kurz zu sagen, denn ich kann meine Person jetzt nicht mehr gut aus dieser Erzählung weglassen — am späten Abend auf der aus den tieferliegenden Ortschaften des Gebirgsthales herausführenden Landstraße nach Hause fuhr. Es war ein böseartig aussehendes Wetter im Anzuge, drohende gelbe Wolken standen am Himmel, und wir fragten uns, ob wir wohl Dödenförrth noch würden erreichen können, da eben erst die Häuser von Wieselbach vor uns lagen. Wir hatten lange Zeit nicht auf das Wetter geachtet, denn wir waren zu vertieft gewesen in unser Gespräch über die traurige Lage des dem Aberglauben zum Opfer gefallenen Rupert. Durch eine wunderbare und verhängnißvolle Fügung hatte sich der kleine Magnus erholt, und zwar war die Besserung noch in derselben Nacht eingetreten, da Ruperts Hand auf seinem Herzen gelegen hatte. Der Arzt, obwohl selbst durch diese Wendung sehr überrascht, schrieb dieselbe einestheils der ungewöhnlich zähen Kraft des kleinen Jungen zu, der auch seinen einstmaligen Sturz in den Entenleich ohne jegliche schlimme Folge überwunden hatte, andertheils aber dem Umstande, daß der aller seiner Sorgen überhobene Otterhofbauer jetzt erst imstande gewesen war, alle ärztlichen Vorschriften mit kühler Ruhe und gleichmüthiger Pünktlichkeit zu befolgen. Freilich fehlte dafür jetzt Ewas bisher unermüdlische Pflege; das Mädchen sah stundenlang ganz allein in ihrem Stiebelstübchen, sah blaß und krank aus und sprach kaum ein Wort. Um das Hauswesen kümmerte sie sich nicht mehr. „Habt nur Geduld, es wird ja schon wieder anders werden!“ pflegte sie der Bäuerin zu antworten, wenn diese sie ermahnte, sich aus ihrem Hinbrüten aufzuraffen; „aber laßt mir Zeit, es zu verwinden.“

Die Bäuerin wußte, was sie meinte, und ließ sie gewähren. „Gut ist's nur, daß sie ihn nicht geheirathet hat!“ sagte sie zu den Nachbarn. „Sie hätt' es gethan, jede Stunde, der Rupert hätt' nur zu kommen brauchen und um sie anzuhalten; aber er ist nicht gekommen. Das wäre jetzt ein schönes Glend!“

Wenn Eva irgend eine Hülfeleistung für Magnus zu verrichten aufgefordert wurde, so that sie es lässig wie jemand, der weiß, daß er etwas Unmüßiges thut; sie wußte ja, daß der Kleine auch ohne Medizin gesund werden würde! Nur die Nachtwachen übernahm sie gern; sie schlafe ja doch nicht, sagte sie.

Dieselben Spuren tiefen Seelenleidens wie Eva zeigten auch der Moorheidler und Gertrud. Der Moorheidler sah gebrochen und gealtert aus wie an jenem Abend, da Rupert den Leiterwagen des Gendarmen bestiegen hatte; Schmerz und Scham hatten tiefe Furchen in seine Stirn gegraben, und in seiner äußern Erscheinung war er vernachlässigt; er kämte sein spärliches graues Haar nicht mehr. Bei Tage verhielt er sich still und wortlos, bei Nacht aber stöhnte und seufzte er unaufhörlich. Er klagte nie mit Worten, machte seinem Sohne keinen einzigen Vorwurf und begegnete ihm freundlich und sanft; überzeugt, daß Rupert seinen Bruder unabsichtlich getödtet habe, wollte er ihm das Haus nicht zur Hölle machen — aber er that es doch, ohne es zu wollen! Gertrud ertrug alles in derselben Weise wie ihr Mann; auch sie machte Rupert keine Vorwürfe; aber je entschiedener drüben auf dem Otterhofe die Besserung fortschritt, desto mehr wich sie ihm aus.

Rupert selbst hatte es nur noch ein einziges Mal versucht, seine Eltern mit vielen Bitten und Bethenerungen von seiner Unschuld zu überzeugen. Dann, als dies, angesichts der Besserung in Magnus' Zustand, erfolglos geblieben, war er mit einem Schlage ein anderer Mensch geworden. Finster, verstört, mit grübelndem, verbissenem Ausdruck, unstilltem Blick und ruhelosem Wesen ging er umher. Beständig umschlich er den Otterhof, auf Nachrichten über Magnus lauernd. — Dieselben lauteten nur verhältnißmäßig günstig, das Kind war noch immer sehr schwer krank. Aber todt war es nicht!

So oft der Jakob ihn sah, rief er ihn herein, drückte ihm vor allen Leuten die Hand und that sein Möglichstes, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Allerdings war nie mehr davon die Rede, daß er Eva heirathen solle; dazu verabschiente Jakob doch im stillen zu sehr den Mörder seines Neffen, und in tiefster Seele grante ihm vor der Macht der Hölle, die Rupert so augenscheinlich zur Verfügung stand. Beständig versuchte er aber, ihm Geld und werthvolle Geschenke aufzudrängen; er wollte ihn bezahlen für seinen unheimlichen Dienst, wollte sich das Leben seines Liebings von einem Verbrecher nicht schenken lassen. Aber rauh und finster wies Rupert alles zurück.

Das alles hatten wir auf unserer Fahrt besprochen und bemerkten daher erst spät das herannahende Unwetter. Wir konnten zur Genüge die Gewalt dieser Frühlingsgewitter, und so meinte der Arzt:

„Wir wollen nur bis zum Otterhofe fahren und dort den Sturm abwarten oder da übernachten. Aber in den Otterhof müssen wir noch, denn ich muß mir den Kleinen noch vor der Nacht ansehen; bei aller Achtung vor Teufelskünsten und Mörderhänden will ich mich doch lieber nur auf mich selbst verlassen!“

Er trieb sein Pferd an, und nach zehn Minuten hielt das Wägelchen vor dem geschlossenen Thore des stattlichen Gehöftes; die bellenden Hofhunde verkündeten unsere Ankunft, die Knechte kamen mit Windlaternen, Pferd und Wagen wurden geborgen und der Bauer trat auf die Schwelle des Hauses, um uns willkommen zu heißen. Er war wieder ganz der Alte in seinem Aussehen; Sorgen und Jammer hatten keine Spuren in den scharf ausgeprägten, entschlossenen Zügen zurückgelassen, und auch in seinem Wesen hatte er vollständig die ehemalige überlegene Ruhe wiedergewonnen. Er bat uns, über Nacht bei ihm zu bleiben, und ließ schleunigst das schönste Zimmer des Hauses für uns zurechtmachen. Der Arzt begab sich in die an das geheizte Wohnzimmer anstoßende Kammer, in welcher der kleine Magnus lag.

„Er schläft noch nicht,“ sagte der Bauer. „Er ist unruhig heut' abend. Aber ganz bei sich ist er und erkennt jeden. Nicht wahr, Magnus, Du kennst den Herrn Doktor?“

„Herr Doktor, mein Hampelmann ist krank!“ sagte schnell der lebhaftige, kleine Junge, sich in seinen Krissen aufrichtend. Laut lachte der Bauer und sah uns an, als wollte er fragen, warum wir nicht ebenfalls lachten.

„So?“ sagte der Doktor, Magnus' Puls fühlend, „hast Du wieder zu stark an seinem Lebensfaden gezupft? Ist er zerrißen?“

„Nein, sein Kopf ist ab,“ sagte Magnus eifrig; „aber tanzen kann er darum doch noch!“

Der Arzt lächelte zerkert und sagte, dann brauche er wohl nur Leim zu verschreiben; aber Magnus' Puls gefiel ihm nicht, und er forderte die Arznei, um sie ihm einzugeben.

„Die Arzneiflasche ist heute mittag in die Apotheke nach Dödenförrth geschickt worden,“ sagte die Bäuerin; „der Rupert kam vorbei, dem hab' ich sie mitgegeben und der wollte sie auch wieder zurückbringen. Aber bei dem Wetter wird er sich kaum auf den Weg machen, er wird wohl abwarten, bis sich's ausgeht hat.“

„Das trifft sich schlecht!“ meinte der Arzt. „Es muß unbedingt jemand wachen, um dem Kinde die Medizin auch mitten in der Nacht zu geben, wenn sie der Rupert etwa noch bringen sollte.“

„Ich werde aufbleiben,“ sagte Jakob.

„Aber nur bis zwölf Uhr, Oheim,“ bat Eva, die inzwischen hinzugekommen war. „Ihr habt die beiden letzten Nächte gewacht und auch am Tage kein Stündchen geschlafen. Von zwölf Uhr an laßt mich wachen. Der Christian kann ja hingehen und das Hofthor öffnen, wenn ich in der Nacht klopfen höre; ich werd' ihn rufen.“

„Meinetwegen,“ sagte Jakob. „Ein Stündchen Schlaf wär' nicht zu verachten. Aber dann geh' Du auch gleich zu Bette.“ Bereits um neun Uhr herrschte nächtliche Ruhe auf dem Otterhofe.

Aber weder der Arzt noch ich hatten das für uns hergerichtete Zimmer bezogen. Der Arzt, dem Jakob recht mißdeutlich vorkam, traute dessen Wachsamkeit nicht und hatte sich zu ihm gesetzt, während ich in der Wohnstube geblieben war und mir durch die Lektüre eines alten Kalenders über die mich allmählich be-

schleichende Schläfrigkeit hinwegzuhelfen suchte. Gegen Mitternacht kam der Arzt aus der anstößenden Kammer, deren Thür er offen ließ, zu mir heraus.

„Vater und Sohn schlafen um die Wette,“ sagte er lächelnd. „Wir wollen hier sitzen bleiben und auf den Kleinen acht geben, bis Eva kommt; dann können wir nach Hause fahren. Das Wetter ist vorüber, und die Arznei thut nicht mehr noch heute nacht. Der kleine Racker schläft so friedlich, daß man gar nicht glauben sollte, daß er noch vor acht Tagen dem Tode so gut wie verfallen war!“

Hier verlöschte unsere Lampe.

„Das thut nichts,“ sagte der Arzt, „wir können uns ebensogut im Finstern ein wenig unterhalten, wir brauchen uns ja nicht gerade Gespenstergeschichten zu erzählen. Gleich wird Eva kommen, und bis dahin leuchtet uns das Nachtlicht aus dem Krankenzimmer.“

„Und der Blitz,“ ergänzte ich, als ein greller Feuererschein jäh durch das Zimmer fuhr.

Wir sprachen weiter miteinander, aber leise, um die Schlafenden nebenan nicht zu wecken.

Plötzlich verdunkelte uns ein Schatten den schwachen Schein des Nachtlichtes in Magnus' Kammer. Wir sahen auf und gewahrten eine große, dunkle Gestalt, die unhörbar hereingekommen war und neben dem Bette des Kindes stand. Es war ein Mann, in einen Mantel geküllt.

„Still, still!“ flüsterte mir der Arzt zu, als ich aufspringen wollte; „es wird Rupert sein, der die Arznei bringt.“

„Aber wie ist er herein gekommen?“ entgegnete ich leise. „Das Hofthor war ja fest verriegelt und die Hunde haben auch nicht angegellert!“

„Sonderbar in der That!“ sagte der Arzt. „Zwar glaubte der Bauer schon vor einer halben Stunde ein Geräusch zu vernehmen, er meinte, die Fallthür des Kellers sei aufgeschlagen worden, es war wie ein dumpfer Krach. Sollte es am Ende doch nicht Rupert, sondern ein Einbrecher sein? Haben Sie Ihre Pistolen bei sich?“

Ich bejahte. Die Erscheinung stand noch immer regungslos wie aus Stein gehauen. Ein besonders heller Blitz beleuchtete sie plötzlich mit seinem fahlen Schein, und wir sahen, daß es in der That Rupert war. Aber wie sah er aus! Seine Züge hatten die Blässe und Startheit eines Todten, seine blutlosen Lippen waren mit einem verbissenen, grausamen Zuge fest geschlossen und zusammengepreßt, seine Augen funkelten in düsterem, seltsamem Scheine und waren wie durch einen Zauberspruch fest auf Magnus' Gesichtchen gebannt. Endlich wandte er die Blicke ab und begann sich zu regen. Er holte eine Medizinflasche aus seiner Tasche hervor und hielt sie mit zitternder Hand gegen das Nachtlicht, wie um das Aussehen ihres Inhaltes zu prüfen. Dann schüttelte er sie und hielt sie abermals gegen das Nachtlicht. Endlich stellte er sie auf den Tisch neben Magnus' Bett. Aber er entfernte sich nicht. Wiederum vertiefte er sich in den Anblick des kleinen Kranken, dessen sanfter Schlaf einen neuen Sieg der jungen, frischen, hartnäckigen Lebenskraft über den übermächtigen Gegner Tod bedeutete.

Langsam rückwärts gehend, das Kind immerfort anstarrend, wich Rupert bis zur Thür. In der nächsten Sekunde indessen stand er wieder neben dem Bettchen, steckte die Arzneiflasche zu sich und floh mit raschen, lautlosen Schritten — aber wieder nur bis zur Thür, dann kehrte er abermals zurück, stellte die Flasche wieder hin und versank von neuem in seine ursprüngliche Startheit.

Endlich hörten wir einen Ton, der wie unterdrücktes Stöhnen klang, und sahen, wie Rupert die Hände fest auf sein Gesicht drückte, dann aber aufzuhörte, die Medizinflasche ergriff, ein Fenster aufriß und das Glas auf das Pflaster des Hofes hinauswarf, wo es klirrend zerbrach.

Magnus erwachte jählings und sah sich erschrocken um, aber er stieß einen Freudenruf aus, als er Rupert erkannte. Dieser war zur Thür gestürzt, hatte sich indessen auf Magnus' bittende Rufe verstört nach ihm umgewendet.

„Komm zu mir, Bertel!“ rief Magnus. „Komm schnell zu mir!“

Ein schattenhaftes Lächeln flog über Ruperts Züge. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß Eva aus der ihm gegenüberliegenden Thür leise in die Kammer getreten und, als sie ihn

erblickte, wie angewurzelt stehen geblieben war. Er bemerkte auch nicht, daß der Otterhofbauer sich regte und anfang, den bleiernen Schlaf, der ihn befallen hatte, mühsam abzuschütteln. Regungslos stand er da und starrte mir Magnus an.

„Geh' nicht wieder fort, Bertel!“ fuhr dieser fort zu bitten. „Versteck Dich nicht wieder! Du hast Dich versteckt, nicht wahr? Du hast Dich vor Burkhard versteckt, nicht wahr? Du denkst wohl, er lebe noch und habe Dein Messer noch, um Dich damit todzuschneiden? Er ist todt, ganz todt, ich habe gesehen, wie er in der Klauenschlucht in das große Wasser gefallen ist! Du brauchst Dich nicht wieder zu verstecken und kannst auch am Tage zu mir kommen und mit mir spielen.“

„Sei still, Magnus,“ sagte Rupert tonlos, offenbar ohne etwas von dem verstanden zu haben, was Magnus gesagt hatte. „Sprich nicht so viel und schlaf wieder ein! Gute Nacht!“

Er wandte sich aufs neue zur Thür.

„Rupert, geh' nicht wieder fort!“ rief Magnus weinerlich. „Versteck Dich nicht! Komm doch zu mir, ich will Dir ganz leise sagen, was ich gesehen habe! Der Vater darf's nur nicht hören, sonst wird er böse. Aber wenn ich Dir's erzählt habe, versteckst Du Dich gewiß nicht mehr.“

Jetzt war auch der Otterhofbauer ganz wach geworden und hatte sich erhoben; der Arzt und ich hatten überrascht auf das gelauscht, was der kleine Magnus geplaudert hatte, und waren schnell in die Kammer getreten.

„Bringst Du die Medizin, Rupert?“ fragte schläfrig der Otterhofbauer.

„Ja . . . Ja — nein — ich hatte sie wohl,“ sagte Rupert stöhnend. „Ich habe die Flasche fallen lassen, sie ist entzwei gegangen.“

Ohne weiteren Gruß stürmte er hinaus. Draußen hörte man die großen Hunde bellen, und die schweren Riegel des Thores klirren, das dann heftig zugeworfen wurde.

Jetzt bestürmten wir den kleinen Magnus mit Fragen über das, was er Rupert zugerufen hatte. Eva trat dicht an sein Bettchen, nahm ihn in den Arm und fragte mit bebender Stimme:

„Magnus, woher weißt Du, daß Burkhard todt ist? Hast Du's wirklich gesehen, wie er ins große Wasser gefallen ist?“

Magnus legte seine hageren Armechen um ihren Hals und stüßte ihr etwas ins Ohr. Eine jähe Röthe schoß in Evas bleiches Gesicht, sie begann zu zittern und sagte gepreßt:

„Erzähle es nur laut, ganz laut, Magnus!“

„Nein,“ sagte Magnus, mit einem ängstlichen Blick auf den Otterhofbauer, „der Vater schlägt mich, wenn ich ihm sage, daß ich heimlich in die Klauenschlucht gelaufen bin.“

„Nein, ich schlage Dich nicht!“ rief der Otterhofbauer eifrig und zärtlich. „Der Vater schlägt seinen kleinen, kranken Magnus nicht! Aber sag', was ist's mit der Klauenschlucht? — Er wird wohl davon geträumt haben,“ fügte er, zu uns gewendet, hinzu.

„Nein, geträumt habe ich nicht!“ verteidigte sich Magnus, dem seines Vaters Zärtlichkeit sofort die Zunge löste. „Mein Segelschiffchen ist ja noch dort! Darf mir das der Peter morgen holen? Ich weiß genau, wo es liegt.“

„Alles, was Du nur willst, soll Dir der Peter holen,“ versicherte Jakob, „aber es wird noch lange dauern, bis Du mit dem Schiffchen wieder spielen kannst, mein armer, schwacher Bub!“

„Nun sag' ganz laut, was Du mir eben ins Ohr gesagt hast, Magnus,“ wiederholte Eva, das Kind fest in die Arme drückend. „Dann hab' ich Dich noch zehnmal lieber als bisher! Es ist doch wahr — ganz gewiß wahr?“

„Ich bin in der Klauenschlucht gewesen und habe gesehen, wie Burkhard in den Wasserfall gestürzt ist,“ sagte Magnus so laut er konnte, in dem ehrlichen Bestreben, Evas verzehnte Liebe zu verdienen, und ohne von der Tragweite seiner Worte eine Ahnung zu haben, „eine zeitlang sah man noch seinen Stiefel, dann gar nichts mehr.“

„Das hast Du gesehen?“ frug der Otterhofbauer erregt. „Wo warst Du denn?“

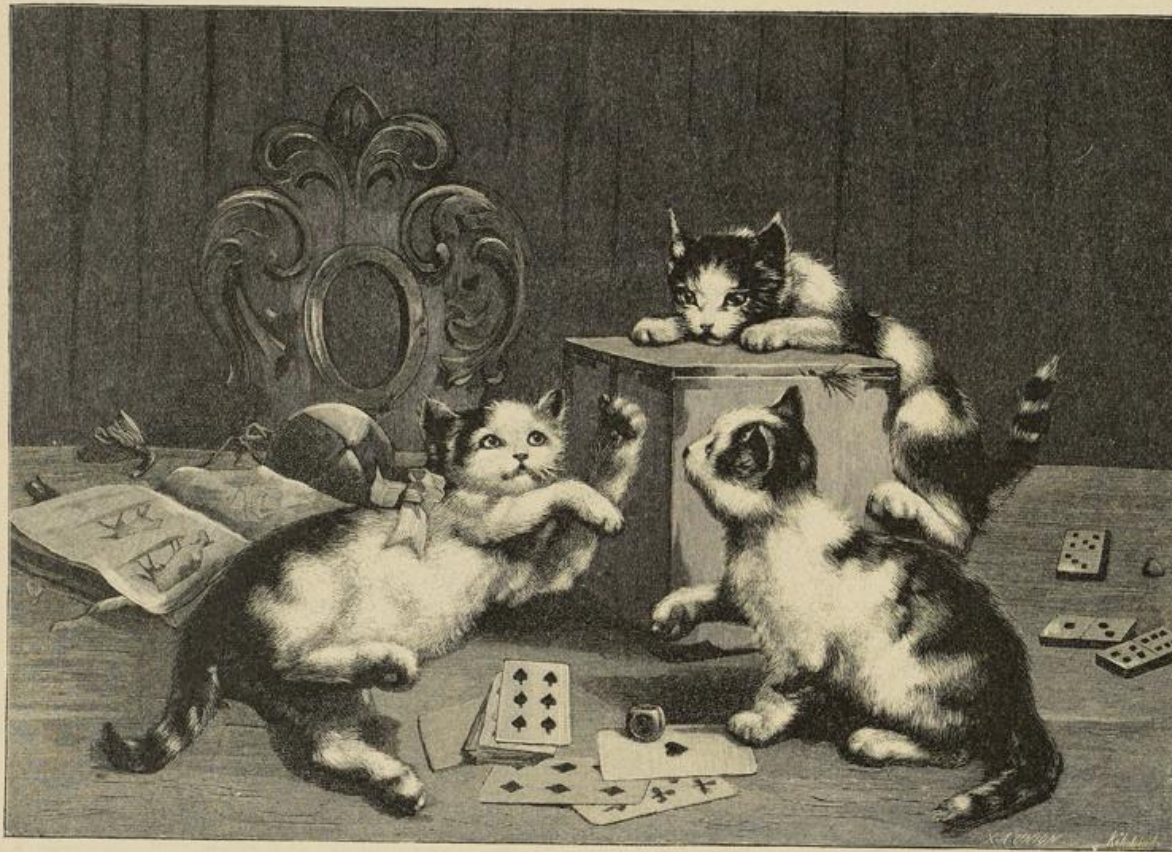
„Auf der andern Seite vom Wasserfall; ich war über die Steine gelaufen, ans andere Ufer. Und da liegt auch noch mein Schiffchen in einem hohlen Baum.“

„Ueber die Steine bist Du gelaufen, über die das Wasser stürzt?“ rief der Bauer entsetzt. „Magnus, Magnus, das darfst Du nie wieder thun!“

„Aber der böse, schlechte Burkhard lief ja mit seinem großen Messer, nein, mit Bertels großem Messer hinter mir her!“ rief Magnus kläglich; „und seine Augen sahen ganz roth aus und sein Gesicht war ganz roth und er schnaute wie unser schwarzer Stier, wenn er wild werden will, und er rannte hinter mir her und rief: ‚Wart! Range, Dich will ich stumm machen!‘“

Unsere Erregung wuchs mit jedem Worte, welches das Kind sprach; allen war es klar, daß hier Ruperts Unschuld doch noch an den Tag kam. Der Arzt kämpfte mit seiner Begierde, alles zu erfahren, und seinem ärztlichen Gewissen, welches ihn mahnte, den kleinen Magnus nicht von so aufregenden Dingen reden zu lassen; aber die erstere siegte. Der Otterhofbauer war außer sich. „Hinter Dir lief er mit dem Messer her?“ schrie er. „Der

Kloß gegen Ruperts Kopf warf, und hatte gesehen, wie der Getroffene blutend herabgestürzt und regungslos liegen geblieben war; wie dann Burkhard in Ruperts blutigen Kleidungsstücke nach etwas suchte und endlich, als er das Messer fand, dieses ergriff und mit einer halblaut gezischten Verwünschung zum gewaltigen Stoße damit ausholte. Da aber hatte Magnus so fürchterlich geschrien, daß der ruchlose Mörder zusammenschrak, sich umwandte und beim Erblicken des Kleinen mit dem Rufe: „Wart Range, Dich will ich stumm machen“ auf den Zeugen seiner Blutthat losstürzte. In Todesangst rannte Magnus über Stod und Stein, den aus schlüpfrigem Moos, glatten Felsstücken und Steingerölle bestehenden hohen Abhang hinauf; durch das Heidekraut und das Unterholz bis zum brausenden Wasserfall. Aber



Gefährliche Spielerei —

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

niederträchtige Hund! Was hattest Du ihm denn gethan? Und wo steckte Rupert?“

„Den hatte der Burkhard mit dem großen Hadelstoß vom Baume heruntergeworfen!“ rief Magnus, sich erregt aufrichtend. „Der schlechte Burkhard! Ich hab' es gerade gesehen, wie ich oben in der Schlucht ankam. Ich war Rupert heimlich nachgelaufen, Vater,“ fügte er ruhig und ängstlich hinzu, „um mein Segelschiffchen auf den Wassersturz zu setzen. Aber ich thue es gewiß nie wieder!“

„Erzähl' nur weiter,“ drängte Eva leise, „ich mach' Dir auch ein Sammetkittchen mit silbernen Knöpfen und ein rothes Tuchwestchen!“

Weit öffnete Magnus seine veilchenblauen Augen, um Eva mit freudiger Ueberraschung anzustarren, einen Augenblick machte ihn die Freude sprachlos; dann erzählte er um so eifriger und weitläufiger.

In überzeugenderer Weise konnte Ruperts Unschuld nicht erwiesen werden, als dies jetzt von Seiten des ahnungslosen Kindes geschah. Magnus war gerade hinzugekommen, als Burkhard den

noch immer hörte er seinen wüthenden Verfolger hinter sich, und so sprang er mit dem Muth der Verzweiflung auf die vom Strudel umschäumten Felsblöcke, das jenseitige Ufer zu erreichen; Burkhard sprang ihm nach, taumelte, glitt aus und stürzte kopfüber in die Tiefe, wo er von den tobenden Fluthen begraben wurde. Der Hut mochte ihm dabei herabgefallen, das Messer ihm entglitten sein.

Der kleine Magnus hatte es nun unternommen, auf dem jenseitigen Ufer herabzuklettern, nachdem er, um beide Hände frei zu haben, sein hölzernes Schiffchen in die tiefe Höhlung eines großen Baumes geborgen hatte — ein für Ruperts Rechtfertigung sehr wichtiger Umstand, da die Auffindung des Schiffchens jeden Zweifel an dem Bericht des Kindes und namentlich die Auffassung, als sei derselbe nur aus einem Fiebertraum entsprungen, zur Unmöglichkeit machte. Nach mühsamem Herabklettern hatte Magnus schließlich unterhalb des Berges den Klauenbach durchwatet müssen. Ueber der Furcht vor der zu erwartenden Strafe hatte er Burkhard sowohl als Rupert völlig vergessen und war noch bis zum Ententeich gelaufen, wo man ihn gefunden hatte. Die folgenden aufregenden Ereignisse hatten es ihm sehr leicht gemacht,

seinen Ungehorsam zu verheimlichen, und er hatte gehofft, derselbe werde nie an den Tag kommen; sein Schiffchen würde man nicht finden, er wußte, daß nie jemand in diesen Theil der Klausenschlucht kam.

„Armer, armer Rupert!“ rief Eva, als das Kind seinen Bericht geschlossen hatte, „auf den Knien will ich's ihm abbitten, daß ich ihm so schweres Unrecht gethan hab'! Ach, in meinem ganzen Leben kann ich's nicht abtragen, was ich an ihm verschuldet hab'!“ Und sie brach in ein lautes fassungstoses Schluchzen aus.

Jakob schwieg anfänglich. Dann aber richtete er sich hoch auf und sagte in stolzem Tone:

„Wahr ist's, daß wir alle dem Rupert Gemugthnung schuldig

junge Wieselbacher Burschen waren in die Klausenschlucht geklettert und hatten Magnus' ganz wohl erhaltenes Schiffchen im Triumphzuge heruntergebracht und vor dem Altar aufgestellt. Die Sonne schien, die Gemeinde war in gehobener, erwartungsvoller Stimmung und der Pfarrer predigte über das Apostelwort: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?“ Er spielte dabei immerwährend auf Rupert an als auf einen, wider den sich alles erhoben hatte, aufgestachelt und geblendet durch die finstere Macht des Aberglaubens, und dem Gott dennoch durchgeholfen habe, weil auch das schwächste Werkzeug in seiner Hand allmächtig wird und auch der Mund eines Kindes seiner Gerechtigkeit zu dienen vermag.

Aber der Platz in der Kirche, wo in früheren Zeiten der Moorheidler mit den Scinigen zu sitzen pflegte, und den schon



Furchtbare Katastrophe!

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

sind, und was ich schuldig bin, das bleib' ich nicht schuldig, sondern trag' es ab, wie sich's gehört. Morgen geh' ich in den Moorheidhof und red' mit dem Rupert und mach' es auch dem Schwager klar, wie er sich jetzt zu verhalten hat.“

„Nun, Eva, und dem Rupert darf ich wohl jetzt wieder Grüße bringen?“ fragte der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

„Aber das Kind!“ rief plötzlich Jakob bestürzt. „Jetzt stirbt es am Ende doch noch?“

Er war ganz blaß geworden.

„Der, der ihm Besserung geschenkt hat, wird ihm auch Genesung schenken,“ entgegnete der Arzt sehr ernst, „und da es, wie Ihr wohl jetzt einseht, der Satan nicht war, so wird es wohl ein Anderer gewesen sein. Dem wollen wir getrost das Kind empfehlen!“

Die Kirche war am folgenden Tage — einem Sonntage — überfull, denn wie ein Lauffeuer hatte sich bereits in der Frühe die neue Kunde von der Aussage des kleinen Magnus verbreitet und überall freudige Aufregung hervorgerufen. Mehrere

längst Gertend allein einnahm, war diesmal ganz leer geblieben. In den Moorheidhof war die Freundschaft noch nicht gedrungen, es hatte sie niemand hingebracht, weil Rupert und seine Eltern durch die Hindertungen des Predigers überrascht werden sollten. Da aber nun daraus nichts geworden war, so stürmten nach dem Gottesdienste die Bauern in hellen Häufen zum Moorheidhofe, der mit seinem düsteren, stillen Aussehen und seiner vereinsamten Lage den Eindruck machte, als habe er keinen Theil an all der freudigen Aufregung in den Dörfern des Gebirgsthales.

Auf dem Hofe kam den Leuten der Moorheidler entgegen und fragte, was es gäbe.

„Wo ist Rupert?“ rief es aus dem Häufen. „Der muß es zuerst hören!“

Der Moorheidler wies mit gleichgültiger, trüber Miene nach den oberen Giebelsternen hin.

„Er ist oben und wird wohl seine Sachen packen,“ sagte er mit heiferer Stimme. „Er ist die ganze Nacht fortgewesen und erst in der Früh' heimgekommen. Er sah sonderbar aus und

sagte, ich sollt' mich nach einem Knecht umsehen, er wolle fort, noch heut' . . . Mir ist's recht," fügte er mit einem aus tiefstem Herzen kommenden Seufzer hinzu, und er wandte sich still ab, ohne sich weiter um die Leute zu kümmern.

Zu diesen hatte sich inzwischen der Pfarrer gesellt, der jetzt ein paar Burschen, Ruperts ehemalige Freunde, zu ihm hinaufschickte, um ihn zu rufen. Aber sie kamen nach einer Weile unverrichteter Sache wieder zurück, die Thür sei verriegelt, sagten sie, und niemand habe auf ihr Rufen geantwortet. Da sich auch der Moorheidler mittlerweile entfernt hatte und Gertrud nirgends zu sehen war, so blieb den Verkündigern der Freudenbotschaft nichts übrig, als den Rückzug anzutreten.

Ich hatte mich ebenfalls nach dem Moorheidhof begeben wollen, begegnete aber vor dem Dorfe dem Pfarrer, der mir berichtete, daß Ruperts Thür verriegelt sei und alles Rufen seiner Freunde nichts geholten habe.

„Er ist erst spät in der Nacht nach Hause gekommen und liegt vielleicht noch im tiefsten Schlafe," meinte der Pfarrer.

„Dann wäre aber doch seine Thür nicht verriegelt," entgegnete ich; „das ist doch nicht Brauch bei den Bauern.“

Der Apotheker war zu uns getreten und hatte gehört, was wir sagten. Er machte eine bedenkliche Miene, hüstelte und sagte in leiserem Tone:

„Er wird sich doch kein Leid's angethan haben, der Rupert? . . . Mir ist er gestern Abend so . . . so . . . na, wie soll ich sagen, so verdächtig vorgekommen wie einer, der verzweifelt finstere Gedanken mit sich herumträgt.“

Sogleich stand mir die nächtliche Scene vor dem Gedächtniß, die ich vor nur wenig Stunden mit dem Arzt erlebt hatte, und es beschlich mich ein beklemmendes Gefühl.

„Gestern Abend?" fragte ich. „Hat er da die Medizin für den Kleinen im Otterhofe bei Ihnen geholt?"

„Ja, es mag so ungefähr sieben Uhr gewesen sein . . .“
„Sieben Uhr?" entgegnete ich. „Und es war Mitternacht, als er sie brachte!"

„Er war, wie gesagt, ganz verstört," fuhr der Apotheker fort, „und verlangte, außer der Medizin, eine Portion Kattengift. Das geh' ich sonst nicht gern, aber dem Rupert mocht' ich's nicht abschlagen, wegen des dummen Gerüchts, daß er ein Mörder sei; es sollte doch nicht aussehn, als traute ich ihm Leibes zu, wie all die abergläubischen Bauern es bis jetzt gethan haben. Ich gab ihm vergifteten Weizen, aber er sagte, den fräßen am Ende die Hühner, Meerzwiebel wollte er auch nicht und nahm schließlich ein Präparat mit Strychnin, welches ich für Ratten vorrätig halte. Er besah sich's hin und her und fragte, ob ein Mensch auch daran sterben könne und wie viel dazu gehöre, so daß ich ihn noch eindringlich warnte, recht achtsam damit zu sein. Einem andern hätte ich auf solche Fragen das Gift wieder fortgenommen, aber beim Rupert wär' es ja Unsinn gewesen, zu glauben, er wolle jemand vergiften. Wer hätte das sein können? An ihn selbst dacht' ich gar nicht.“

Ich wußte, wer es war! Von diesem Augenblick an verstand ich die ganze, grauenhafte Bedeutung des nächtlichen Besuches Ruperts auf dem Otterhofe! Er hatte den kleinen Magnus, dessen Genesung sein ganzes Lebensglück vernichtete, Schande und Verfehlung über ihn brachte, mittels vergifteter Arznei ermorden wollen! Aber er hatte sich noch einmal der finsternen Macht des Aberglaubens entwunden, all das schwere Unrecht, das ihm geschehen war, hatte sein Herz nicht verhärtet, das Kind hatte, friedlich schlafend, durch seinen bloßen Anblick für seine Rettung gekämpft — und zerplittert lag die Gifflasche auf dem Pflaster des Hofes! —

Alle diese Gedanken und Vorstellungen durchzuckten in wenigen Sekunden meine Seele. Ich ergriff den Pfarrer beim Arme, zog ihn hastig zur Seite und erzählte ihm, was der Arzt und ich in der vergangenen Nacht beobachtet hatten. Leichenblässe überzog das Gesicht des wackeren Mannes bei meinem Berichte. „Er hat das Kind umbringen wollen!" murmelte er tonlos. „Der Unglückselige!"

Dann ergriff er meine Hand. „Kommen Sie, kommen Sie, lieber Freund!" rief er in feberhafter Erregung. „Ich muß zu ihm gehen, muß mit ihm sprechen, muß mich überzeugen, daß er wieder ganz erwacht ist aus seinem Wahnsinn! Mir wird er die Thür öffnen, ich habe ihn ja aufwachsen sehen, habe ihn unterrichtet, und er weiß, wie lieb ich ihn habe!"

Er eilte davon und ich mußte ihm folgen, denn er hatte meine Hand nicht losgelassen.

In der That öffnete Rupert die Thür, als wir ihn riefen. Ich fühlte mich von einer großen Angst befreit, als ich ihn lebend und offenbar gesund erblickte. Er war auffallend bleich und sah sehr abgehärtet aus, aber es lag nichts Verstörtes mehr in seinen Zügen, nichts Unstütes und Unheimliches mehr in seinen von langer Schlaflosigkeit glanzlosen, matten Augen; sein ganzes Wesen zeigte jetzt Ruhe. Ein kleiner Kanzen lag fertiggepackt auf einem Stuhle, an dem ein knotiger Wanderstab lehnte.

„Rupert, wo willst Du hin?" fragte der Pfarrer mit stockender, von seiner tiefen Erregung zeugender Stimme, indem er auf den Kanzen deutete.

„Fort!" entgegnete Rupert kurz und räumte mit matter Bewegung den Kanzen vom Stuhle, damit der Pfarrer sich sehen könne. Auch mir bot er einen Schemel.

„Fort?" sagte der Pfarrer. „Wohin, Rupert?"
„Das weiß ich noch nicht, Hochwürden," erwiderte Rupert in schmerzlich theilnahmlosem Tone, „was liegt mir daran, wie der Ort heißt, wo ich bleiben werde!"

„Und warum willst Du gerade jetzt fort? Gestern dachtest Du noch nicht daran — warum heute?"

„Weil gerade jetzt meine Kraft nicht mehr ausreicht, all das Elend zu ertragen," sagte Rupert mit zuckenden Lippen und finstern umwölkten Stirn. „Gestern ging's noch — heute geht's nicht mehr. Die Welt ist weit, da kann man ja weit weg gehen. Ich will mir einen Ort aussuchen, wo ich bleiben mag, und so lange dort bleiben, bis sie's auch dort erfahren, daß ich ein Mörder bin . . . Dann wandere ich weiter, von Ort zu Ort. Im Grab werden sie mir ja endlich Ruhe lassen!"

„Die Menschen, ja!" sagte der Pfarrer mit fester Stimme. „Aber das Gericht Gottes, Rupert! Das wird dann erst für Dich beginnen! Wirst Du vor dem bestehen? . . .“

Rupert zuckte zusammen und fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, als hätte ihn ein jäher Stich getroffen.

„Herr Pfarrer," rief er erschrocken, „halten Sie mich denn auch für einen Mörder, daß Sie so fragen . . .“

„Ja nicht, Rupert, denn ich weiß, daß Du keinen Mord verübt hast . . . aber . . . aber —“ er stockte, und Thränen traten ihm in die Augen, während er die Hände ineinander rang. „Rupert, der Herr sieht und richtet auch die Mordpläne und die Mordgedanken, und wenn er auch den Verzweifelnden nicht verdammt, so lange ihm halber Wahnsinn die Sinne verwirrt, so fordert er doch nachher Rechenschaft, wenn der Geist wieder klar geworden ist! — Was hattest Du vor in vergangener Nacht?"

Ashgrau wurde Ruperts Gesicht, und seine Brust arbeitete leuchtend wie die eines Erstickenen.

„Ich habe es ja nicht ausgeführt!" schrie er laut auf. „Ich konnte es ja nicht thun! Gott wird mir's verzeihen, denn er allein weiß, was ich gelitten habe!"

Er drückte beide Hände auf sein Gesicht und eine tiefe Stille entstand; wir waren alle drei zu erschüttert, um zu sprechen. Endlich fragte der Pfarrer leise:

„Du wolltest Magnus vergiften?"
Rupert ließ die Hände herabsinken und sah den Pfarrer aus hohlen Augen an.

„Woher wissen Sie es, Hochwürden?"

„Ich wußte es nicht . . . Ich vermuthete es nur.“

Rupert holte tief Athem und sagte tonlos:

„Ja, ich wollte es . . . Aber nun ist's vorüber! Ich kann ruhig meinen Kanzen schnüren und von dannen ziehen. Mein Gewissen ist frei und ums Herz ist mir's wieder ganz anders; leicht nicht, aber anders.“

„Du hast's überwunden, Rupert?" fragte der Pfarrer, angstvoll in seinen Zügen forschend. „Du kannst aus vollem Herzen dem kleinen Magnus Besserung und Genesung wünschen?"

„Ja, Hochwürden, ja!" sagte Rupert fest. „Wie ein wüster Traum ist's mir nur noch, daß ich das Kind hab' umbringen wollen . . . Nun ist's vorüber.“

„Gott sei gepriesen!" flüsterte der Pfarrer aus erleichtertem Herzen, Ruperts Hand warm drückend.

„Aber woher wissen Sie's, Hochwürden?" drängte dieser, „und wer . . . wer weiß es noch außer Ihnen? Es war ja

tiefe Nacht und böses Wetter . . . Wer hat mich gesehen? Ich hab' doch im Keller gesteckt, bis es Nacht war!"

In kurzen Worten sagte ich ihm, daß wir ihn beobachtet hätten. „Nur Sie, Herr, und der Herr Doktor?“ sagte er sichtlich beruhigt.

„Niemand sonst,“ versicherte ich, „und es soll es auch niemand jemals erfahren. Die Giftflasche ist zerbrochen, und damit ist alles gut.“

„Alles gut!“ wiederholte Rupert bitter und traurig.

„Ja, alles gut!“ sagte ich, seine Hand ergreifend; „denn mit dieser Giftflasche, Rupert, wolltet Ihr den vernichten, der Eure Unschuld an Burkhard's Tod klar vor allen Leuten an den Tag bringen sollte. Von Euch und Burkhard ungesehen, war Magnus in der Klausenschlucht, als Euer Stiefbruder Euch ermorden wollte. Vor seinen Augen ist Burkhard in den Wasserfall gestürzt, und vor seinem Vater, vor Eva, dem Doktor und mir hat er's bezeugt, daß Ihr unschuldig seid.“

Rupert sah mich starr an, als sei es ihm unmöglich, meine Worte zu fassen.

„Kommt ans Fenster,“ sagte ich, „und schaut hinaus!“

Ich hatte gesehen, daß auf dem Hofe sich wieder ein Menschenhaufen angeammelt hatte, Männer und Frauen, Burshen und Mädchen. Sie umringten den Moorheidler und Gertrud und blickten beständig zu Ruperts Fenstern hinauf. Halb taumelnd, ganz verwirrt trat dieser ans Fenster, und sofort erscholl unten jubelndes Zurufen, Hüte und Tücher wurden geschwenkt und ein Duzend junger Burshen stürmte die trechende Stiege herauf, um Rupert hinterzuziehen. Dieser wußte noch immer nicht recht, wie ihm geschah, hatte noch nicht begriffen, wodurch dieser Umchwung entstanden war. Ein Stimmengewirr erhob sich, alle wollten ihm erklären und erzählen, was geschehen war. Aber jetzt schob auch der Otterhofbauer seine stolze, sonntäglich angezogene Gestalt in das dürftige Kämmerchen und gebot den übrigen Schweigen. Von ihm erzählte Rupert ausführlich, was Magnus in jener Nacht, die beinahe seine Todesnacht geworden wäre, in so unzweifelhafter Weise bezeugt hatte.

„Wir alle sind Dir Genußthunung schuldig, Rupert,“ sagte der Bauer, trotz seiner selbstbewußten Haltung nicht ganz ohne Verlegenheit, „und ich thu' Dir Abbitte, daß ich so Schlechtes von Dir gedacht habe. — Und jetzt komm herunter zu Deinen Eltern!“

Rupert ging mit den andern hinunter. Wir sahen vom Fenster aus, wie der Moorheidler seinen Sohn glückstrahlend ein Mal ums andere in die Arme schloß, wie sich alle herzdrängten, Rupert die Hände zu drücken, wie dessen Züge allmählich sich aufhellten, seine Wangen sich rötheten und das Gefühl wiederkehrenden Glückes offenbar sein Herz zu erfüllen begann. Schnell konnte er sich in die Wandlung nicht finden, dazu war er zu tief und hoffnungslos unglücklich gewesen. Auch dem Moorheidler liefen, trotz seiner Freude, dicke Thränen über die bleichen, hohlen Wangen; auch ihn mochte das Gefühl beherrschen, daß er seinen Sohn lange hatte schuldlos leiden lassen! Gertrud drückte und küßte nur stumm Ruperts Hand; dann ging sie still in ihre Kammer; ihr tiefbewegtes Herz drängte sie, sich allen Zeugen zu entziehen. Rupert dagegen konnte sich seiner jubelnden Kameraden nicht erwehren und mußte sich von ihnen ins Wirthshaus führen lassen, wo ihm bei fröhlichem Zusammensein bald ganz warm ums Herz wurde. Als er zurückkehrte, fand er den Moorheidler mit Laubkränzen geschmückt, zwischen denen seine in der Sonne leuchtenden kleinen Fenster ganz lustig hervorblitzelten. Aber lieber, tausendmal lieber als alle Kränze war ihm der so lange entbehrete liebevolle Gruß seiner Eltern, die ihm beide mit glücklichen Gesichtern auf der Nothbrücke entgegenkamen.

Noch nie hatte der Pfarrer mit tieferer Empfindung und mit größerer Berechnung eine Traurede gehalten, als an dem Tage, da er Rupert und Eva vor dem Altare als Ehepaar zusammengab.

Es war eine sehr feierliche Trauung! Der Moorheidler, Gertrud und der alte Schachtelmacher fühlten sich ganz stolz inmitten der reichen Verwandtschaft des Otterhofbauers, die in stattlicher Pracht der Gewandung vollzählig erschienen war. Der kleine Magnus, gesund und pausbätig, trug das Sammetfittchen mit den Silberknöpfen und das rothe Tuchweissen, die Eva ihm gemacht hatte; die eine seiner kleinen Hände klammerte sich an die schwer seidene Schürze seiner Mutter, die andere hielt einen Blumenstrauß, hinter dem er fast verschwand und zwischen dessen Blumen man die weichenblauen Augen fröhlich glänzen sah, die sich beinahe für immer geschlossen hätten, all das Glück mit sich begrabend, das sich jetzt so ungetrübt und zukunftstroph entsalten durfte!

Blätter und Blüten.

An der Jahreswende. Wenn der Jahrgang einer Zeitschrift dem Ende entgegengeht, wenn es gilt, die letzten Bogen und die letzte Seite zu füllen, dann pflegen die Herausgeber rückwärts und vorwärts zu blicken auf den Weg, den sie durchgemessen haben, und den neuen, welcher vor ihnen liegt.

Sie richten dann auch, allem guten Branch folgend, einige Worte an ihre Leser, um ihnen für die seitherige Begleitung zu danken und sie freundlich aufzufordern, auch ferner mitzugehen und dem Blatte treu zu bleiben.

Das ist die Zeit der alljährlichen Journal-Ankündigungen und Anpreisungen, die Zeit, wo es im lieben deutschen Vaterlande Duzende von illustrierten Familienblättern zu geben scheint, von welchen jedes das Beste, jedes das Billigste und jedes das Verbreitetste ist, die Zeit, wo in pomphaften Reklamen das Alte vom Neuen und das Neue vom Akerneuesten überboten wird.

Die „Gartenlaube“ steht in dieser Hinsicht allen anderen schon zeitlich sehr bedeutend nach. Während die meisten anderen das neue Jahr schon im Herbst beginnen, hält die „Gartenlaube“ noch immer an der altmodischen Gewohnheit fest, das Jahr am 1. Januar beginnen zu lassen!

Da ist es denn nicht zu verwundern, daß, während die „Gartenlaube“ im Herbst ruhig und geräuschlos weiter erscheint, wahre Stürme von Abonnements-Einladungen und Empfehlungen über ihre Leser hinbrausen. Aber so heftig und nachhaltig dieselben auch blasen mögen, sie haben es noch nie vermocht, den Stamm der Gartenlaubeleser ernsthaft zu gefährden.

Immer wieder aufs neue findet sich seit nun fast vier Jahrzehnten die große Gemeinde zusammen in ihrer alten, trauten „Gartenlaube“.

Wir sind nicht eitel genug, dies einzig und allein unseren Leistungen zuzuschreiben. Es muß noch ein anderer Grund vorhanden sein, der dies bewirkt. Aber welcher?

Die Antwort auf diese Frage finden wir beim Durchblättern der zahllosen Briefe, welche im Laufe eines Jahres aus dem weiten Kreise unserer Leser, aus allen Weltgegenden bei uns eintreffen.

Da schreibt uns ein berühmter Maler, welchen wir um eine Zeichnung für unser Blatt baten: „Obwohl gegenwärtig ganz mit einem neuen großen Bild beschäftigt, will ich Ihnen die gewöhnliche Zeichnung doch liefern, aus alter Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Nach Abbildungen der „Gartenlaube“, welche in meinem elterlichen Hause gehalten wurde,

habe ich meine ersten, allerdings bösen Zeichenversuche gemacht, und nun treiben's meine Zungen im eigenen Laufe ebenso.“

Ein vielgenannter Forscher theilt uns aus einer afrikanischen Station auf eine Anfrage mit: im Begriffe ins Juncere zu ziehen, werde er zunächst wohl allerdings kaum zum Schriftstellern kommen, aber, wenn irgend möglich, werde er uns später einen Bericht für die „Gartenlaube“ senden, deren eifriger Leser er lange Jahre hindurch gewesen.“

Eine andere Berühmtheit, deren Bild und Biographie wir gebracht, schreibt wörtlich:

„In meinen lebhaftesten Jugenderinnerungen gehört das Wohlgefühl, das ich empfand, wenn mir an Sonntagnachmittagen oder in Refouvaletentagen ein dicker Gartenlaubband aus der vollzähligen Reihe im Bücherkasten überliefert wurde. Die Männer und Frauen, deren Bild und Lebensbeschreibung ich da fand, prägen sich tief meinem Gedächtnisse als die besonders Ausgezeichneten ein. — An denselben Tische und in denselben geliebten Hansblatte, welches sie noch immer regelmäßig liest, hat meine Mutter nun den Namen ihres Jüngsten gefunden, und das Herz wird ihr wohl einen Athenzug lang stillgestanden sein in freudiger stolzer Heberatschung.“

Die Kinderschuhe habe ich zertreten und mannde ehrende Auszeichnung erlebt, aber die Auszeichnung, die mir durch diese Aufnahme in die Galerie der „Gartenlaube“ zu Theil wurde, hat nichts an ihrer Bedeutung verloren. Ich hoffe, daß meine Kinder einst den Band 1890 ganz besonders in ihr Herz schließen werden!“

Auf schlechtem Papier, das die Spuren von Thränen trägt, bringt ein altes Mütterchen der „Gartenlaube“ in den rührendsten Ausdrücken ihren Dank dar, dafür, daß sie ihr von dem verloren geglaubten Sohne wieder Nachricht verschafft hat. Seit Jahrzehnten für die Seinigen verschollen, hatte er bei einem Landsmann im inneren Australien einen alten Gartenlaubband in die Hände bekommen und dort den lebenden Auf der Mutter nach dem Sohne gelehen — und er schrieb wieder!

Damit aber auch der Humor nicht fehle, überreicht ein junges Ehepaar von der Hochzeitsreise seinen Dank, weil durch die gemeinschaftliche Lectüre eines und desselben Exemplars der „Gartenlaube“ — durch das Aufsuchen gewisser bedeutungsvoller Stellen in denselben — ihr lange Zeit sehr schwieriger Verkehr vermittelt, ihr Bund geschlossen worden sei.

Und eine junge Braut macht ihren Gefühlen darüber Lust, daß

ihr etwas gar zu scheinbarer Eifer endlich im Eifer des Streits über eine Gartenlaubnovelle sein Herz entdeckt habe. — — —
Wir könnten noch viele Seiten füllen mit dem Inhalt derartiger Briefe, verzichten aber darauf.

Die in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts die „Gartenlaube“ als junge Leute lasen, sind heute selbst fünfzig und mehr; ihre Söhne und Töchter lesen sie heute mit ihnen und werden sie — so Gott will — eifrig mit ihren Kindern lesen.

Nun wohl: in diesen von einer Generation auf die andere vererbten Beziehungen liegt — so will uns scheinen — der Grund, nach welchem wir fragen, der Zauber, welcher die Hunderttausende deutscher Familien immer wieder in der „Gartenlaube“ vereinigt.

Um solche Beziehungen von einer Familiengeneration zur anderen möglich zu machen, dazu gehört aber allerdings ein treues Festhalten des einmal für recht und gut erkannten Zieles, ein unentwegtes Fortschreiten auf den erprobten Bahnen. Nicht als ob die „Gartenlaube“ sich engherzig verschloß gegen das Neue; es wäre dies eine Verkennung der Eigenschaften, die sie groß gemacht haben, und eine Verkennung der Aufgaben, welche ihr gestellt sind. Immer war und immer soll sein die „Gartenlaube“ ein Spiegel ihrer Zeit und eine Leiterin ihrer Zeit. Fern aber soll ihr wie immer bleiben alles Unreife und Unsaubere, der trübe Schaum, den die gährende Bewegung des Tages absondert und der sich so oft als die eigentliche und wesentliche Frucht dieser Bewegung geben möchte.

Wöge es der „Gartenlaube“ beschieden sein, daß, wie bisher der gesunde, wahrhaft bildende Geist ihres Inhalts sich überall die Achtung der Besten gewann, so auch in Zukunft die Reinheit ihrer Ideale allenthalben offene Herzen und wachsende Anerkennung finde. Das ist der Wunsch, mit dem wir diesen Jahrgang schließen, mit dem wir den neuen eröffnen. Was wir an unserem Theile thun können zu seiner Erfüllung, das soll redlich geschehen!

Das Neujahrsblasen der Berliner Postillon. (Zu dem Bilde S. 889.) Zur Zeit der Jahreswende, wenn überall die Geschäftsleute ausruhen von der Arbeit, die das Weihnachtsfest gebracht hat, schwillt die Thätigkeit der Mannen Stephans zu wahrhaft unheimlicher Höhe an und erfordert zu ihrer Bewältigung die ganze Lust und Liebe und zugleich die selbstlose Pflichttreue aller der Personen, die zu der Postarmee gehören und deren Leistungsfähigkeit wir zu bewundern schon so oft Gelegenheit hatten.

Am lebhaftesten und angestrengtesten geht es in dieser Nacht im Berliner Hauptpostgebäude zu. Wagen auf Wagen rollen in die Höfe ein, und sie liefern immer neue, endlose Berge von Paketen, Briefen und Karten ab, die von Hunderten von Beamten nach den auswärtigen Ortschaften, dann nach den Stadtgehenden Berlins und schließlich nach den einzelnen Poststationen auseinandergelesen und letzteren sofort wieder durch Eilposten überliefert werden. So geht es Stunde um Stunde; immer mehr wächst die Arbeit, statt abzunehmen, und scheint kurz vor Mitternacht überhaupt jeder rechtzeitigen Bewältigung zu spotten. Da, hoch vom Rathhausthurm dröhnt der erste der zwölf Schläge, und in demselben Augenblick verkünden Postillon

mit lauten Trompetenstößen in jedem Saal, daß das neue Jahr begonnen und die Arbeit für eine kurze Zeit zu ruhen hat.

Die leitenden Beamten halten kurze Ansprachen, Erfrischungen herumgereicht, und nun erklingen auch draußen auf dem Posthofe die fröhlichen Klänge eines von Postillon geblasenen Choralstimmungsvolle Weisen die Vorübergehenden von den Straßen her.

Nach einer viertelstündigen hochwillkommenen Pause wird die Arbeit mit schiefer Daß wieder aufgenommen und derart gefördert sie in ihren wichtigsten Theilen fast immer beendet ist, wenn die Nachwärmer noch in den Federn liegen und von all dem Herrlichen was das neue Jahr in seinem Schoße für sie birgt.

In der Genesung. (Zu dem Bilde S. 884 u. 885.) Es ist krank, das arme Prinzchen, und das verwöhnte Fürstentum, das die Lebenslust und Lebensfreude aus den hellen Augen leuchtete, recht hinfällig und schwach und vermag kaum die mühen Viderhalten. Aber besser ist es doch geworden; mit den beruhigendsten Sicherungen ist der Leibarzt gegangen, und nun werden alle Wunden Bewegung gelebt, nicht bloß den Körper, sondern auch das Gemüthe. Genesenden von den Nachwehen der Krankheit vollends zu befreite treue Gesellschafterin mischt stärkende Tropfen, die jugendliche Kose lächelt ihre Gebieterin mit ihrem fröhlichsten Lächeln an, dann auch gewiß dem Glauben an die Wiederkehr vergnügter Stunden erschließen, und der lustige Hofrath, der gewandteste Vorleser bei den lichen Birken des schüchternen Köstchens, hat das Neueste und Nützlichste, was der Büchermarkt in der Zeit der Krankheit sein so verständnisvollen Zuhörerin zu Tage gefördert hat, und er ihr vor mit dem ganzen Aufwand seiner die Nachmüde reisenden Kun — lange wird es nicht mehr dauern, da verzieht sich ganz leicht noch so betäubt geschlossene Mund des Prinzchens, ein S der alten Heiterkeit fliegt über das müde Gesichtchen hin und ein rosiges Schimmer verklärt die bleichen Wangen der Genesenden.

Die Hochwasser in den letzten Tagen des November haben halten in Deutschland und Oesterreich große Verheerungen ange wie wir dies ja an dem Beispiel von Karlsbad in der letzten V gezeigt haben. Viel Dab und Gut ist den Fluthen zum Opfer g Elend und Krankheit bilden das traurige Gefolge der jähen Kata Da ergehen überall in den öffentlichen Tagesblättern Aufrufe menschliche Barmherzigkeit, daß sie helfend eingreife und die unglück linder, soweit es in ihren Kräften steht. Gern würde auch die „laube“ solchen Aufrufen Raum geben, aber bei der langen Zeit, sie zum Druck ihrer großen Auflage bedarf, würde sie zu spät k auch — — — die „Gartenlaube“, die im ganzen deutschen Vaterlan darüber hinaus gleichmäßig verbreitet ist, durch Veröffentlichung e dieser öffentlichen Hilferufe leicht eine Ungerechtigkeit begehen. So also nur an alle ihre Leser die herzliche und dringende B sie möchten die Augen offen halten, damit sie die Stellen er wo Gaben für die Uebersehenden in Empfang gen werden, und sie möchten dann auch nicht verfehlen, d thätigen Hände zu öffnen und willig und reichlich zu



Sylvesternacht.

Die Glocken läuten durch die Nacht,
Du lauschest ihrem Klingen;
Das Jahr, das du herangewacht,
Was wird das neue bringen?

Kein Glockenlaut, kein Menschenmund,
Noch der Gestirne Kreisen
Vermag auf Gottes Erdenrund
Die Zukunft dir zu weisen!

Drum frag dich selbst! Das Jahr wird gut,
Gehst du auf rechten Wegen.
In deinem Thun und Lassen ruht
Des neuen Jahres Segen.

Max Hartung.

Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernhard (Schluß). S. 881. — Am Morgen nach Weihnachten. Bild. S. 881. — In der Genesung. Bild. S. 884 und Das Neujahrsblasen der Berliner Postillon. Bild. S. 889. — Fünftere Nacht. Eine Bauerngeschichte von Oskar Wildbrod (Schluß). S. 887. — Jahreswende. S. 895. — Das Neujahrsblasen der Berliner Postillon. S. 896. — Gefährliche Spielerei. Bild. S. 892. — Parabolische Katalognote. Bild. S. 893. — Winter und Blüthen. S. 896. — Sylvesternacht. Gedicht von Max Hartung. S. 896. (Zu dem Bilde S. 889.) — In der Genesung. S. 896. (Zu dem Bilde S. 884 und 885.)

Herabgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Erdner. Verlag von Ernst Weitzel's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

An unsere Leser!

Mit dieser Nummer schließt der achtunddreißigste Jahrgang der „Gartenlaube“. Den neuen, den neununddreißigsten, werden wir eröffnen mit dem nunmehr glücklich vollendeten großen Romane

Eine unbedeutende Frau. Von W. Seimburg.

Gleichzeitig erscheint der hochbedeutende soziale Roman

Truggeister. Von Anton von Perfall.

Aus unserem übrigen Vorrathe von Romanen und Novellen heben wir hervor:

Das Los des Schönen. Von Stefanie Reysler.

Lea und Rahel. Von Ida Boy-Ed.

Eine Beichte. Von Ernst Wichert.

Die Namenlosen. Von Hermine Villinger.

Weil die Amsel pfiß. Von Victor Blüthgen.

Junge Gäste. Von Hans Arnold.

Die Kamerunerin. Von Helene von Maderny.

Nach dreizehn Jahren. Von R. Artaria.

Eine Fortsetzung der beliebten Schilderungen „Das erste Jahr im neuen Haushalt“, welche, in sich abgeschlossen, auch für neu eintretende Abonnenten... vollkommen verständlich sein wird.

„Auch wollen wir nicht unterlassen, mitzutheilen, daß uns von Marie Bernhard, der Verfasserin des mit so großem Beifall aufgenommenen Romans „Sonnemwende“, für nächstes Jahr ein neues Werk in Aussicht gestellt worden ist.“

Wie seither, so wird auch fortan auf gediegene belehrende Aufsätze aus allen Fächern des Wissens ein stetiges Augenmerk gerichtet werden. Wir hoffen, insbesondere für eine Anzahl hochinteressanter Artikel über „Ausschuldig Verurtheilte“, „Tragödien und Komödien des Aberglaubens“, über „Weltverbesserer“ und „Erfinderlose“, über „Morphinismus“, sowie über den Hypnotismus und seine Bedeutung für die Heilkunde, die Gerichtspraxis u. s. f. die Aufmerksamkeit unserer Leser zu gewinnen. Mit den die Gegenwart bewegenden Fragen werden wir enge Fühlung zu behalten auch ferner bemüht sein, bedeutsame Fortschritte in Industrie und Technik sollen durch anschauliche Schilderungen in Wort und Bild unsern Lesern vorgeführt werden, während die altgewohnten Lieblingsgebiete der „Gartenlaube“, die Naturwissenschaften und die Gesundheitspflege, nach wie vor eifriger Berücksichtigung sicher sind. Berufene Männer, alte und neue Mitarbeiter der „Gartenlaube“ — wir nennen J. H. Vaas, Anton Bettelheim, Karl Brandt, S. Brunsch-Paischa, Gustav v. Buchwald, B. Chiavacci, S. Cohn (Breslau), Friedrich Dornblüth, Ernst Gastein, A. E. Chrtlich, C. Falkenhorst, Rudolf v. Gottschall, Ferdinand Groß, Cornelius Gurlitt, Max Haushofer, Friedr. Helbig, Woldemar Kaden, S. E. Kisch, Rudolf Kleinpaul, Wilhelm Lauser, J. Mähly, Adolf und Karl Müller, Ludwig Pfau, Johannes Proelß, G. Ramberg, August Reismann, W. S. Niehl, Max Taube, A. Ulrich, Carl Vogt, Georg Winter — haben sich uns für diese Zwecke zur Verfügung gestellt.

Die künstlerische Ausstattung der „Gartenlaube“ wird mit dem neuen Jahrgange eine

wesentliche Bereicherung

erfahren. Zu den bisher gebotenen zwei farbigen Kunstbeilagen treten ohne Preiserhöhung noch

12 auserlesene Kunstblätter

Meisterwerke alter und neuer Kunst in tadellofen Nachbildungen auf feinstem Kupferdruckpapier — so daß also künftig jede dritte bis vierte Nummer, jedes Heft und jedes zweite Halbheft eine solche werthvolle Beigabe erhalten wird. Die Abonnenten der „Gartenlaube“ kommen auf diese Weise nach und nach in den Besitz einer prächtigen Sammlung von alten und neuen Kunstwerken für das Haus. Die Blätter werden den Nummern oder Heften lose beigelegt sein, so daß sie am Schlusse des Jahres entweder den Bänden beigegeben oder selbständig aufbewahrt bezw. eingerahmt werden können.

Indem wir sonach auch für den neuen Jahrgang eine freundliche Aufnahme allüberall im deutschen Hause erhoffen, rufen wir unsern Lesern ein frohliches „Auf Wiedersehen im neuen Jahre!“ zu.

Leipzig, im Dezember 1890.

Die Redaktion der „Gartenlaube“.



Prosit Neujahr!

Nach einer Zeichnung von M. Ebersberger.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschbibliothek
Potsdam